

Heinrich Gerlach
**Durchbruch
bei Stalingrad
1944**

Herausgegeben,
mit einem Nachwort und
dokumentarischem
Material versehen
von Carsten Gansel

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Verlag Galiani Berlin

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv: © gettyimages

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der ITC Stone und der DejaVu

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-121-8

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

I. Kapitel: Heim ins Reich?

In die Steppe zwischen Wolga und Don hatte der Winter seine Spähtrupps vorausgesandt. Die ungewöhnliche Wärme der ersten Novembertage war um den 6. herum einem schneelosen Frost gewichen, der den Schlamm der endlosen Wege in Asphalt verwandelt hatte. Auf dieser erfreulichen Glätte sprang munter ein kleiner grauer Kraftwagen dahin. Er kam von der großen Schlucht im Süden, in die sich die deutschen Stäbe und Trosse vergraben hatten, und strebte in Richtung auf den Bahnhof Kotlubanj vorwärts. Der Fahrer, der aus winterlicher Vermummung mit zwei pfiffigen Augen und einer geröteten Stupsnase in die Welt blickte, ließ dem kleinen Gefährt alle Freiheiten. Gelegentlich nahm er sogar, obwohl die vereiste Scheibe die Sicht beschränkte, die Hände vom Lenker, um schnell einmal die schilfleinenen Fausthandschuhe abzustreifen und die verklamten Finger zu reiben. Wer im Frieden als Überlandfahrer Mammuts von sechs und acht Tonnen gebändigt hatte, konnte sich das mit so einem Volkswagen-Küken schon erlauben.

Auch dem Offizier neben dem Führersitz machte die Kälte zu schaffen, trotz des gefütterten Übermantels und zweier Decken. Seine Füße trommelten in wechselnden Rhythmen gegeneinander, auf den Boden oder an die blechernen Wände.

»Unverschämt kalt!« brummte er zwischen den Zähnen, die an einer Zigarre kauten. »Kaputtfrieren kann man in dieser Blechkiste.« »Das macht der Heckmotor, Herr Oberleutnant«, ließ sich der Fahrer durch seine Wolle hindurch vernehmen. »Die Zivilausführung ist besser. Die wird mit den Abgasen geheizt.« »Schwacher Trost, mein Lieber«, lacht der andere. »Na, stecken Sie sich mal hier den Nasenwärmer an! Dessen Abgase sind auch nicht zu verachten.« Er hatte aus den Tiefen seiner Umhüllungen eine Zigarre hervorgefingert und schob sie seinem Nachbarn unter den Kopfschützer.

»Übrigens wollen wir nicht undankbar sein. Ich weiß jedenfalls nicht, wie ich durch den Morast der Ukraine und die Kalmyckwüste durchgerutscht wäre ohne diesen freundlichen Kasten. Daß wir ihn noch mal im russischen Winter brauchen würden, daran haben seine Väter freilich nicht gedacht.«

»Wir ja eigentlich auch nicht, Herr Oberleutnant – Und das ist nun schon der zweite Winter.«

»Und hoffentlich der letzte, Lakosch! Einmal muß ja auch dem Iwan die Puste ausgehen.«

Der Fahrer Lakosch zog bedächtig an der Zigarre und schielte mit Nase und Augen zu dem Offizier hinüber. Er nahm Witterung. Oberleutnant Breuer, Reservist, vor wenigen Wochen erst als Chef der Abteilung Ic (Gerich »Eins c«!) zum Divisionsstab gekommen, war umgänglicher als der frühere »Ic«, ein aktiver Hauptmann, der streng auf Abstand hielt. Trotzdem war Vorsicht geboten, man kannte sich noch zu wenig. Das Ergebnis befriedigte ihn, es lag Angenehmes in der Luft. So ließ er denn die Frage los, die ihm schon einige Tage auf der Seele brannte:

»Stimmt das eigentlich, Herr Oberleutnant, daß die Division jetzt in Ruhe kommt?«

Wenn man tagtäglich in demselben Wagen durch die Tüken feindlichen Landes stolpert, dasselbe dreckige Bunkerloch teilt und aus demselben Kochgeschirr ißt, dann bleibt da nicht mehr viel Raum für Geheimnisse, mögen sie auch noch so dienstlich abgestempelt sein. Der Offizier betrachtete Lakosch eine Weile aus den Augenwinkeln, dann lachte er.

»Haben Sie schon wieder etwas läuten hören, Sie Schlauberger? Ja, es stimmt. Wenn wir unseren neuen Auftrag da oben im Donbogen ausgeführt haben, geht es nach Millerowo in die Winterquartiere. Aber quatschen Sie vorläufig nicht darüber!«

»Dann wird es ja wohl auch mal wieder Urlaub geben?« Breuer zog seinen Schal fester um den Hals und schwieg. Urlaub... Seit über einem Jahr hatte er Frau und Kinder nicht mehr gesehen. Von dem Feldlazarett, in dem er sich über sechs Wochen lang von einer Ruhr gesundgehungert hatte, war ein Erholungsurlaub dringend empfohlen worden.

»Geht nicht, Breuer!« hatte der General gesagt. »Wir brauchen jetzt jeden, vielleicht zu Weihnachten. Legen Sie sich in Ihren Bunker und schonen Sie sich!«

Als ob man sich vor Stalingrad schonen konnte! In langwierigen und verlustreichen Kämpfen hatten die beiden Grenadierregimenter endlich das Traktorenwerk genommen und waren bis dicht an die Wolga vorgestoßen. Jetzt lagen die Kompanien, durchweg nur noch acht bis fünfzehn Mann stark und fast alle ihrer Offiziere beraubt, in dünner Linie am oberen Rande des Steilufers. Verlaust und verdreckt, frierend und zu Tode erschöpft, schon seit Wochen ohne Ablösung. Dem Geschößregen der russischen Artillerie und Granatwerfer preisgegeben. Und die schlecht ausgebildeten Leute des spärlichen Ersatzes wurden von den Scharfschützen abgeknipst wie die Fliegen. Unten im Steilhang aber saßen die Russen fest wie die Kletten und konnten selbst durch »Stukas« nicht von dort vertrieben werden. Allnächtlich bekamen sie Zuzug über den Fluß und machten ständig Gegenstöße, die der verkrüppelten Division neue Verluste brachten. Wie hatte noch Hitler gesagt? »Ich kämpfe in Stalingrad nur noch mit Spähtrupps!« Ja, Spähtrupps – das war alles, was noch übrig geblieben war. Schonen Sie sich! Ja – Tagsüber in der Wolgastadt, die unter dem Hagel der Bomben und Salvengeschütze unaufhaltsam in Trümmer sank, bei den Gefangenessammelstellen hinter der Front, bei Regiments- und Bataillonsstäben, die in irgendwelchen Kellern ein lichtscheues Dasein fristeten. Nur die Bombennächte in dem Erdloch bei Gorodischtsche... Nun, das war jetzt vorbei. Die Division wurde herausgezogen. Panzerregiment, Artillerie und andere Teile waren bereits im Abrollen, die Grenadierregimenter sollten demnächst folgen. In die Winterquartiere! Und dann vielleicht hatte es Sinn, an Weihnachtsurlaub zu denken.

Allerdings war da noch dieser neue Auftrag im Donbogen... Eine kurzfristige Sache, so hieß es. Nun, er würde in Kürze Näheres darüber erfahren. Ein scharfer Bremsruck riß Breuer aus seinen Gedanken. Lakosch öffnete die Seitentür und sah hinaus.

»Eine Wegekreuzung!« stellte er fest. »Fahren wir geradeaus?«

»Ich glaube, wir müssen hier schon nach links ab. Warten Sie einen Augenblick und reiben Sie die Scheibe inzwischen mit Kraftstoff ab, damit man endlich mal was sehen kann!«

Der Oberleutnant kletterte aus dem Wagen, schüttelte und streckte ein paar Mal die durchgefrorenen Beine und lief dann zu dem verwitterten Wegweiser. Auf dem nach Westen zeigenden Schild entzifferte er mit Mühe die russischen Buchstaben: Wertjatschij.

»Nach links!« rief er dem Fahrer zu. »Noch 25 km bis zum Don!«

Die ausgefahrene Rollbahn nach Wertjatschij war glatt wie eine Autostraße und fast ohne Verkehr. Wie ein Pfeil flog der kleine Wagen gen Westen dahin, fort von der Wolga und von Stalingrad, dem Don entgegen.

»Sie haben es wohl mächtig eilig, hier wegzukommen, was?« meinte Breuer gemütlich.

»Ach, Herr Oberleutnant, dieses verfluchte Stalingrad!«

»Nun, nun, Lakosch! Wir wollen froh sein, daß wir in der Stadt sitzen. Und hoffentlich bleiben wir drin! Ihr Besitz kann den Krieg entscheiden. Da darf man nach den Opfern nicht fragen, und vor allem nicht nach den persönlichen.«

Lakosch hatte dazu seine eigenen Gedanken. Auch Breuer schwieg wieder. Nach dem sturen Einerlei der letzten Tage und Wochen war er heute durch die plötzliche Abreise zutiefst aufgewühlt und kam von seinen Gedanken nicht los. Er empfand, daß seine letzten Worte nicht ganz ehrlich gewesen waren. Hatte nicht auch er immer häufiger den Wunsch gehabt, einmal von Stalingrad wegzukommen? Dachte auch er nicht viel mehr an Urlaub, an Frau und Kinder daheim als an die armen Kerle vorn an der Wolga? Wie egoistisch war man doch geworden in diesen drei Kriegsjahren! Regungen des »inneren Schweinehundes«, gegen die man nur mit äußerster Energie ankämpfen konnte. Breuer fühlte sich verpflichtet, Ekel zu empfinden, gleichwohl wurde er ein Gefühl der Befreiung nicht los. Gewiß, Stalingrad mußte gehalten werden und würde gehalten wer-

den. Die Worte Hitlers aus der Rede zur Eröffnung des vierten Kriegs-Winterhilfswerks, die er im Lazarett am Lautsprecher gehört hatte, klangen ihm heute noch in den Ohren.

»Die Wolga ist abgeschnitten. Jetzt ist es insbesondere die Inbesitznahme Stalingrads, die abgeschlossen werden wird... Und Sie dürfen der Überzeugung sein, daß uns kein Mensch mehr von dieser Stelle wegbringen wird.«

Die Verwundeten, die damals in dem überfüllten Vorraum herumhockten oder dicht nebeneinander auf dem Boden lagen, hatten dazu geschwiegen und mit glanzlosen Augen ins Leere gestarrt. Gewiß mochten sie alle die militärische Notwendigkeit des Kampfes um Stalingrad anerkennen. Aber die erdrückende Schwere des Ringens lastete auf ihnen, und in allen war wohl das Gefühl wach, daß *sie* jetzt genug geopfert hätten für diesen elenden Trümmerhaufen an der Wolga, daß jetzt einmal andere hier kämpfen sollten. Und dieses Gefühl ließ sie schweigen – Ja, auch die eigene Division hatte genug Opfer gebracht. Die Ablösung war verdient. Man durfte sich darüber freuen!

»Da ist er!«

Der Oberleutnant fährt auf.

»Wer, was?«

»Dort, der Don!«

Die beiden beugen sich vor, um besser sehen zu können. Die Straße fällt allmählich ab, unten liegt eine Ansiedlung, und dahinter zieht sich das silbergraue Band des Stromes hin. Kleine dunkle Waldstücke, monatelang nur noch in Träumen geschaut, grüßen in leibhafter Wirklichkeit vom anderen Ufer. Langsam rollt der Wagen durch das fast menschenleere Dorf, biegt dann auf die Knüppeldammzufahrt ein und holpert endlich über die lockeren Planken der Pontonbrücke.

Deutlich hört man jetzt Maschinengewehrfeuer und vereinzelte stärkere Detonationen. Die Riegelstellung, die das Gebiet von Stalingrad nach Norden abschirmt, verläuft hier nicht allzu fern. Der Fluß ist in der Nähe offen, weiter weg zeigt sich mürbes, stumpfgraues Eis. Weiden und kahles Buschwerk bedecken den flachen Strand.

Der Don! Breuer muß an den Tag denken, als er ihn zum ersten Mal überquerte. Es war in den letzten Tagen des Juli, weit unten im Süden. Heiß brannte die Sonne vom Himmel, dichte Staubwolken lagerten auf den Vormarschstraßen und überzogen Laub und Gras, Fahrzeuge und Menschen mit schmutzigem Gelbgrau. Damals war er noch Kompanieführer in einer motorisierten Infanteriedivision gewesen. In schnellem Vorstoß hatte die Division bei dem Weindorf Zymljanskaja den Übergang über den Fluß erzwungen. Kurze Rast hatte den durchgeschwitzten, staubbedeckten Soldaten Gelegenheit geboten zu einem Bad in dem mächtigen Strom, der friedlich vor ihnen lag wie ein schlafender Riese der Vorwelt. Den »stillen« Don, so nannten ihn die Kosaken. Still und verschwiegen waren die bewaldeten Ufer, still die Weinberge und die ärmlichen Holzhäuschen, die hier und da aus dem satten Grün hervorlugten. Und auch der tote russische Flieger, auf einer glänzenden Sandbank mitten im Strom, der neben den Trümmern seiner Maschine, vom Winde halb verweht, eine wächserne Hand zum Himmel streckte, störte nicht mehr diese Stille. Aber die starke Strömung, gegen die der Schwimmer nicht ankämpfen konnte, ließ die verhaltene Kraft ahnen, die in dem Riesen schlummerte.

Wenige Tage danach waren dann alle Hoffnungen, die man sich auf den Kaukasus und die Palmenhaine an der Schwarzmeerküste gemacht hatte, zerronnen. Die Division wurde nach Nordosten abgedreht, und damals fiel zum ersten Mal jener Name, der für Breuer von Anfang an einen unbehaglichen, unheil drohenden Klang hatte, der Name »Stalingrad«. Es folgte der Geschwindmarsch durch die trostlose Kalmückensteppe, deren feiner Sand durch alle Ritzen und Fugen drang und die Motoren der Kraftfahrzeuge zermahlte, es folgten die verlustreichen und erfolglosen Kämpfe im Süden, bis es nach einem Umgehungsmanöver schließlich gelang, von Westen her in die Stadt einzudringen. Und das war erst der Anfang gewesen! Es begann ein erbittertes Ringen um jedes Haus, jedes Kellerloch, um jede Mauer und jeden Trümmerhaufen, ein Kämpfen Mann gegen Mann, das unge-

heuerliche Opfer forderte und die Divisionen dahinschmelzen ließ wie Aprilschnee an der Sonne. Noch niemals und nirgendwo hatte es so etwas während dieses ganzen Krieges gegeben. Und heute, nach drei Monaten, war dieses Ringen immer noch nicht beendet –

Doch für ihn war das nun vorbei. Mit stiller Freude genoß er den lange entbehrten Anblick der Hügellandschaft mit ihren Waldstücken und Dörfern. Wie ein Alpdruck war es von ihm abgefallen. Der Don lag hinter ihm. Er würde ihn nicht ein drittes Mal überqueren. Wenn die Division, aufgefrischt und ausgeruht, im nächsten Frühjahr wieder zum Einsatz kam, würde der Kampf um Stalingrad entschieden sein.

Im Nordteil des großen Donbogens liegt das Dorf Werchnaja Businowka. Ein flaches Flußtal entlang zieht sich kilometerweit das schmale Band der Holzhäuschen, unterbrochen nur durch kleine Baumgruppen, eine graue Holzkirche und ein mehrstöckiges Ziegelgebäude in städtischem Stil, in dem die deutsche Besatzung ein Lazarett eingerichtet hatte. Der Ort war mit Nachschubeinheiten überbelegt. Hier hatte der Divisionsstab Quartier gemacht.

Sonderführer Fröhlich stolzierte durch die Räume der hölzernen Bauernkate und gab seine Anweisungen. In den vier Wänden eines richtigen Hauses waren alle bürgerlichen Ansprüche an die Zivilisation wieder in ihm wach geworden. Seine Habichtsnase stieß in alle Winkel der kahlen Stube und blieb mit Genugtuung an den blanken Ikonen hängen, in denen sich der Schein zweier Kerzen spiegelte. In wenigen Stunden würde hier elektrisches Licht erstrahlen; das Aggregat wurde schon aufgebaut. Sonst aber fehlte noch viel, um für die Abteilung Ic eine angemessene Unterkunft zu schaffen.

»Hier sind morgen früh Scheiben drin! Und dann einen Tisch und fünf Stühle, verstanden?«

Die blasse Frau, die ihm mit Abstand gefolgt war, nickte. Sie strich dem kleinen Jungen über den Kopf, der an ihrem Rockschoß hing und mit großen Augen den Fremden anstarrte. Sie

wohnten jetzt in dem winzigen Stall, ihre Schlafstatt war unter den Hufen des Pferdes, das man ihnen gelassen hatte.

»Werden sie kommen?« fragte die Frau.

»Wer?« – Wenn der Dolmetscher Fröhlich mit Russen sprach, hatte er eine unangenehme Art, aus halb geschlossenen Lidern über sie hinwegzusehen.

»Die Unsrigen – ich meine die Bolschewiki.« Die Frau war in Sorge, ihr Mann arbeitete für die deutsche Kommandantur.

»Die Roten?« Fröhlich lachte kurz auf. Sein Russisch war hart, wie gehämmert. Er war Balte. »Wo deutsche Soldaten stehen, kommt kein Bolschewik mehr hin, das merken Sie sich!«

So ein dummes Stück! dachte er. Glaubt immer noch an Väterchen Stalin!

Der Gefreite Geibel, ein Bund frisches Stroh unter dem Arm, kam herein und bereitete an der Längswand des Raumes das Nachtlager. Sein Gesicht, rund wie ein Kürbis, glänzte still und zufrieden. Seit Monaten kannte man nur noch Steppe, Erdlöcher und Ruinen. Dieses Dörfchen mit dem unaussprechlichen Namen, das war schon fast wie zu Hause. Selbst Flieger gab es hier nicht, wenn man den Erzählungen der Landser glauben konnte. Er breitete das Stroh aus, legte die Wolldecken darüber und strich sie liebevoll glatt. Er war glücklich.

Im Nebenraum hantierte Unteroffizier Herbert an dem großen Herdofen herum, in dem bereits ein Holzfeuer prasselte. Seine spitzen Finger holten aus einer Wasserschüssel Kartoffeln heraus, schälten und schnitten sie hurtig und ließen die honiggelben Scheiben in eine riesige Eisenpfanne fallen. Der Ic-Schreiber Herbert, hellblond und blauäugig, war die Hausfrau im Stab. Er war eines von jenen zarten Gewächsen, die beim Kommiß nur in der Treibhausluft einer Schreibstube gedeihen.

Als die Kartoffeln schon in der Pfanne brutzelten, fand Lakosch sich als Zuschauer ein. Er war eben mit seinem Wagen eingetroffen, nachdem er den Oberleutnant bei der Abteilung Ia zur Berichterstattung abgesetzt hatte. Seine roten Struwelhaare lohten im flackernden Schein des Herdfeuers wie Flammen.

»Mensch, Herbert, Bratkartoffeln! Drei Monate sind es her,

wo ich die letzten gegessen habe, oder auch schon vier. Glaubst du, daß ich die Pfanne allein aufesse?»

»Als ob deine Verfressenheit nicht allgemein bekannt wäre!« antwortete Herbert trocken und nahm den Topf mit der kochenden Milch vom Feuer. Lakosch benutzte die Gelegenheit, um eine besonders knusprige Kartoffelscheibe in seinem Mund verschwinden zu lassen. Herbert bekam noch etwas von den Grimassen mit, die die Hitze dem Kleinen abnötigte.

»Laß ja die Finger von der Pfanne, du Dreckschwein! Und wasche dir zunächst mal die Pfoten!«

»Sieh mal einer den!« trumpfte Lakosch auf. »Kaum raus aus dem Dreck, da macht er schon auf feinen Mann! Hast noch genug Zeit, kommst morgen noch nicht nach Hause! Übrigens Pfanne – kennst du die Geschichte mit Pfanne? Sagt der Antek zum Franzek...«

»Hör' auf!« rief Herbert und hielt sich die Ohren zu. Lakosch hatte selten Glück mit seinen Witzen, er erzählte sie zu oft. Aber er nahm die Ablehnung nicht übel.

»Herbertchen«, schmeichelte er, »morgen backst du uns einen Pulverkuchen, nicht? Weißt du, so einen feinen gelben. Der Chef hat noch Backpulver, und der Panje muß Mehl rausrücken.«

»Einen Dreck werde ich dir!« sagte Herbert, immerhin geschmeichelt durch die offenkundige Anerkennung seiner Kochkunst. Lakosch trat ganz nahe an ihn heran und blinzelte ihm zu.

»Ich weiß noch was, du! Etwas ganz Großes! Wenn du das hörst, bist du platt. Aber das sage ich dir erst, wenn du den Kuchen backst.«

»Quatsch nicht dumm!« brummte Herbert. »Bring mal hier die Kartoffeln rein – oder nein, nimm den Milchtopf! Die Kartoffeln trage ich selber! –«

Nachdem auch Breuer erschienen war, saß man bei Kerzenschein um die große Kartoffelschüssel herum, schnitt dicke Scheiben vom Kommißbrot herunter, trank Milch und tauschte die Erlebnisse der Fahrt aus.

»Schönen Gruß übrigens von Ihrem Kollegen beim Korps!« wandte sich Breuer an den Sonderführer. »Der wohnt da wie ein Fürst, was, Lakosch? Eigenes Haus, russische Aufwärtlerin und zwei Hilfswillige zur Bedienung. Überhaupt der Stab dort... Ein Kasino, sage ich Ihnen... Sogar Kino gibt es. Wie im tiefsten Frieden!«

»Dann verstehe ich nicht, warum wir eigentlich hergekommen sind«, meinte Fröhlich und polkte mit dem Messer in der Zinntube herum, aus der der Käse schon wieder einmal nicht herauswollte. Breuer zuckte mit den Achseln.

»Drüben sind einige neue Divisionen in der Front aufgetaucht, und da haben es die Rumänen mit der Angst gekriegt. Nun sollen wir hier ein paar Korsettstangen einziehen, zur Beruhigung sozusagen.«

»Was sagt denn der Oberstleutnant Unold dazu?«

»Geistige Betreuung!« sagt er. »Machen Sie geistige Betreuung, Tag und Nacht!« Grammophone sollen ran, Spiele, Bücherkisten. Wir hätten lange genug im Dreck gelegen. In drei Tagen will er hier den Rembrandtfilm sehen.«

Der Sonderführer lachte. Ein trockenes, selbstgefälliges Lachen. Also hatte er doch wieder recht gehabt, dieser großspurige »Auftrag« war nichts als ein Zwischenspiel, nach Tagen zu bemessen. So wie ein Reisender etwa während eines kurzen Halts aussteigt, um sich die Beine zu vertreten und schnell noch einen Blick zurückzuwerfen, bevor es davongeht auf Nimmerwiedersehen. Eigentlich machte Fröhlich seinem Namen wenig Ehre. Sein bekannter Optimismus war nicht von jener heiteren Beschwingtheit, die Menschen dieser Art so anziehend macht, sondern stur, verbissen, unerschütterlich wie ein Luftschutzbunker und immer auf Abwehr bedacht.

»Von dem Rembrandtfilm redet Unold ja schon seit Wochen«, fuhr Breuer fort. »Er ist ganz verrückt danach. Ich weiß gar nicht, was ich machen soll. Als Belohnung hat er mir übrigens endlich unsern 03 versprochen.«

Der Abteilung Ic stand ein Ordonnanzoffizier zu. Seit der letzte »03« bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen war, war die Stelle unbesetzt.

»Wozu denn noch einen 03«, warf Herbert ein. »Ich meine, Herr Oberleutnant, wo wir nun doch bald in die Winterquartiere...«

Breuer sah in das mädchenhafte Gesicht des Unteroffiziers, über das beim Sprechen rote Blutwellen wie Aprilwolken huschten. Da saßen sie nun und bangten um Ruhe, Entspannung und waren alle schon weit fort. Schließlich sagte er:

»Wenn ihr mir versprecht, dichtzuhalten, will ich euch noch etwas verraten. Wißt ihr, was mir drüben beim Korps der General gesagt hat? ›Sie werden uns also nur für einige Tage die Ehre geben‹, hat er gesagt, ›Sie sollen ja heim ins Reich!«

»Heim ins Reich? Ja, wie denn –« Fröhlich zog seine Pferdezähne aus der Brotschnitte und vergaß den Mund zu schließen. »Also geht es nicht nach Millerowo?«

»Anscheinend nicht. Es geht wohl nach Hause, nach Deutschland!«

Auf Geibels Mehlgesicht zog das Staunen auf wie der Vollmond über einem Weizenfeld. Herbert blickte Lakosch an, der ihm eine ironische Fratze schnitt.

»Was habe ich gesagt?!« Fröhlich schlug sich mit der Hand auf den Schenkel. »Zu Weihnachten sind wir zu Hause. Und im Frühjahr ist der Krieg aus!«

»Ich weiß, Herr Fröhlich«, lachte Breuer, »dann machen Sie Ihr Fischgeschäft wieder auf und richten an der Wolga eine Filiale für Lachs und Kaviar ein.« Er zog einen Schlüssel aus der Tasche.

»Lakosch, holen Sie mal die kleine braune Flasche aus meiner Kiste! Mir scheint, wir haben Anlaß, einen zur Brust zu nehmen. – Übrigens unterstehen wir ab heute mittag wieder dem Panzerkorps. Wenn es also hier noch irgendwie brenzlich werden sollte, wird General Heinz die Sache schon hinbiegen.«

Die Männer nickten. Den jungen General, der wie ein Kommet am militärischen Himmel aufgestiegen war, kannten sie alle gut. Vor kurzem noch hatte er an der Spitze ihrer Division gestanden, erst als Oberst, dann als Generalmajor, und war beliebt gewesen, weil er auch sich selbst nicht schonte. Seit dem 1. November führte er als Generalleutnant das Panzerkorps.

Lakosch stellte die Flasche auf den Tisch und beugte sich zu Herbert hinunter:

»Backst du jetzt den Kuchen, du Pfeife?« (Er sagte P-fei-fee.)
Herbert nickte und lächelte mit blanken Augen in die Ferne.

Oberstleutnant Unold, der 1. Generalstabsoffizier der Division, stand über den breiten Tisch gebeugt und studierte die Lagekarte. Da schwang sich durch grüne und braune Flächen das blaue, verschlungene Band des Don in weitem Bogen nach Osten. Es teilte die Hieroglyphenschrift der Kreidestriche, die Zeichen und Ziffern in eine rote und eine blaue Gruppe. Längs des Flusses verlief die Front, die riesige Nordflanke des auf Stalingrad vorspringenden Keils. Den größten Teil dieses wichtigen Frontabschnitts hatte die deutsche Führung, sich auf das natürliche Wasserhindernis und die Schwäche der Russen verlassend, mit italienischen und rumänischen Divisionen verhältnismäßig dünn besetzt. Diese hatten dann auch nicht verhindern können, daß sich der Gegner einige Brückenköpfe geschaffen hatte, die er mit Hartnäckigkeit hielt. Vor einen dieser Brückenköpfe hatte man jetzt die beweglichen Teile der Division beordert, die Unold nach der Versetzung des Divisionskommandeurs vorübergehend verantwortlich führte. Aus Sicherheitsgründen, so hatte es geheißen –

Des Oberstleutnants schmales Gesicht zeigte nervöse Verstimmung. Hin und wieder griff er zum Stift und brachte ein paar herrische Korrekturen an. Die Sache hier gefiel ihm nicht, ganz und gar nicht.

Nicht die zwei oder drei Divisionen beunruhigten ihn, die der Gegner neu in den Brückenkopf bei Kletschaja geschoben hatte. Die Meldungen darüber boten das übliche Bild: knabenhafter oder vergeister Mannschaftsbestand, schlechte Stimmung, dürftige Ausrüstung und Bewaffnung (selbst die Gewehre Modell 41 mit ungezogenem Lauf fehlten nicht). Unold war vom Fach. Als junger Hauptmann i. G. war er in der Abteilung »Fremde Heere/Ost« beim OHK tätig gewesen, damals, als man den Überfall auf die Tschechoslowakei vorbereitete.

Er sprach Russisch und vernahm die Gefangenen mit Vorliebe selbst. Mit solchen Divisionen griff der Russe nicht ernstlich an, das wußte er. Aber da war noch etwas anderes. Da waren z. B. zwei neue Brücken über den Don, bei Nacht und Nebel geschlagen, unbemerkt fast. Wozu brauchte der Russe diese Brücken, wenn er nicht...

Am Nebentisch sortierte Hauptmann Engelhard, der 1. Ordonnanzoffizier der Division, die eingegangenen Meldungen. Er war jung und von einer in dieser Umgebung befremdenden Eleganz. Ein Lungensteckschuß hatte ihn zum Divisionsstab verschlagen.

Jetzt stand er auf und legte Unold einen Zettel auf den Tisch. Der Oberstleutnant überflog die Meldung mit einem Seitenblick und nahm ihn dann, aufmerksam geworden, zur Hand. Er las noch einmal, und seine Lippen schlossen sich zu einem Strich. Ein kurzer Blick aus grauen Augen streifte den Hauptmann, der neben dem Tisch stehengeblieben war; dann fuhr seine Hand mit dem Stift in rascher Bewegung über das blaßgrüne Waldgebiet nördlich des Don. Einen Augenblick betrachtete er aus zusammengekniffenen Augen den roten Kreis, der dort entstanden war, und auf seinen Backenknochen spielten die Muskeln. Dann malte er besinnlich und fast liebevoll eine große Fünf in den Kreis und darunter das Rhombuszeichen eines Panzers.

»Glauben Herr Oberstleutnant wirklich an diese Panzerarmee?«

Unold antwortete nicht. Er trat vor das niedrige Fenster und sah hinaus. In dem bläulichen Licht der schlechten Scheiben schimmerte sein hageres Gesicht wie eine Totenmaske. Sein verschleierte Blick eilte über das holperige Pflaster der menschenleeren Dorfstraße zurück durch Raum und Zeit...

1941, Poltawa. Von den Fenstern des Verwaltungsgebäudes, in dem die Heeresgruppe Süd lag, fiel der Blick auf das Denkmal zur Erinnerung an den Sieg Peters I. über die Schweden. Das OKH hatte den Major i.G. Unold zur Vertretung des erkrankten »Ic« nach Poltawa kommandiert. Dieser gesundete jedoch überraschend schnell, und Unold, plötzlich von Arbeit

und Verantwortung befreit, hatte sich mehr und mehr in das große Werk des kaiserlich russischen Generalstabes über die Schlacht von 1709 vertieft, das ihm der Zufall in die Hand gespielt hatte. Ausflüge in die Ebene vor der Stadt, deren blutgetränkter Boden ihn hier und da mit einem alten Helm oder einem verrosteten Waffenstück beglückte, erfüllten das Gelesene mit lebendiger Anschauung, und Vorträge im Kasino vor dem Stab und vor Fremden trugen dem redegewandten Major bald den Ruf eines gediegenen Kenners der großen russischen Befreiungsschlacht ein. Im Dezember 1941 – bald nach dem Rückschlag vor Moskau – erschien eines Tages Feldmarschall v. Brauchitsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, bei der Heeresgruppe. Eines Abends äußerte er im Kasino den Wunsch, das historische Schlachtfeld zu besichtigen, und schon am nächsten Morgen fuhr man hinaus im offenen Kübelwagen, in Pelze und Decken gehüllt: der Feldmarschall, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Generalfeldmarschall v. Rundstedt und Unold. Unold sprach fast eine Stunde lang. Auf die im Winterglas schimmernde Fläche zauberte er die Farben des Sommers, belebte sie mit bunten Heerhaufen, erfüllte die frostklare Luft mit Kriegsgeschrei, dem Gebrüll der Geschütze, dem Stöhnen der Verwundeten. Noch nie glaubte er so gut gesprochen zu haben. Nur selten unterbrach der Oberbefehlshaber durch höfliche Zwischenfragen. Und in die endigende Stille hinein, in der die Gegenwart wieder über das Land fiel, sprach Brauchitsch gleichsam als das Bleibende von alledem jenen Satz, der über den Feldern stehenblieb wie die Aufschrift auf einem Grabstein:

»Auch hier ist ein Eroberer gescheitert. Auf eigenem Boden ist der Russe nicht zu schlagen –.«

Schweigend ging man zum Wagen zurück, schweigend trat man die Rückfahrt an. Und hier nun wurde der Major i. G. Unold Zeuge eines Gespräches, das für ihn wie ein Blick war aus der Helle des Tages in einen schwarzen, abgrundtiefen Schacht.

»Das operative Ziel dieses Jahres«, das etwa war der Inhalt dessen, was die beiden Generale in Übereinstimmung feststell-

ten, »ist nicht erreicht. Nach Mobilisierung der 2. und 3. Welle werden 400 russische Divisionen den 175 deutschen gegenüberstehen. Mit unseren Kräften diesen Gegner zu schlagen, ist nicht möglich. Wir müssen zurück auf die Linie Peipussee, Beresina, Dnjepr, vielleicht sogar noch weiter, bis zur Memel und Weichsel, und dort einen Ostwall bauen, an dem er sich die Knochen blutig stößt. Die lebendige Kraft des Heeres erhalten, das ist jetzt die Aufgabe.« –

Unold atmete tief und hörbar und trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben. Bis in seine Träume hinein verfolgte ihn dieses Gespräch und zerrte vom Unterbewußten her an seinen Nerven. Er war ein zu guter Generalstäbler, um sich der Logik solcher Überlegungen verschließen zu können. Und er war ein zu großer Hitlerverehrer, um nicht seinen Glauben zu Hilfe zu rufen gegen seine Vernunft.

Ist denn etwas geschehen, was jenen trüben Pessimismus der Fachleute rechtfertigen könnte? So dachte Unold, und sein Blick bekam wieder Glanz und Farbe. Nichts, gar nichts! Brauchitsch und Rundstedt sind fort, in der Versenkung verschwunden als ungläubige Zweifler. Andere, Gläubigere sind an ihre Stelle getreten. Hitler selbst hat den Oberbefehl über des Heer übernommen. Ein Jahr ist vergangen, und heute stehen wir bei Stalingrad. Ein Genie, unbegreifbar in seiner Eigengesetzlichkeit, hat alle Theorie und alle Schulweisheit hinweggefeht. Ein Genie, stark und wundertätig durch den Glauben der Millionen, jenen Glauben, der Berge versetzt. Wer hätte jemals geglaubt, daß eine einzige Division einen Abschnitt von 50 km Breite halten kann? Der Offiziersanwärter, der so etwas auf einer Waffenschule zu sagen gewagt hätte, wäre heimgeschickt worden wegen hoffnungsloser Unfähigkeit. Und heute war so etwas hier im Osten alltägliche Wirklichkeit. Der unerschütterliche Glaube aller machte das möglich, er war der Garant des Sieges. Zweifeln war gleichbedeutend mit Desertieren.

»Wir alle müssen daran glauben!« sagte Unold wider Willen laut in das Zimmer hinein. Und erst der aufgeschreckte Blick Engelhards rief ihm das Doppelsinnige dieses Wortes ins

Bewußtsein. Er lachte kurz und hart auf, ging zum Tisch zurück und nahm noch einmal die Meldung zur Hand.

»Ja, was denn?« sagte er befreit. »Hier schreiben sie ja selbst: Die Möglichkeit einer Funktäuschung ist nicht ausgeschlossen! Da haben sie sich von ihrer Nachrichten-Aufklärung mal wieder einen feinen Bären aufbinden lassen.«

Hatte nicht auch das Korps die Möglichkeit eines russischen Großangriffs als absurd bezeichnet? Und wenn der Russe in seiner vom letzten Winter her bekannten Sturheit doch einen Angriff versuchen sollte, dann standen 300 Panzer zur Abwehr bereit, wie die Aufstellung des Korps auswies, darunter die funkelnegeleuten Kampfwagen der 1. rumänischen Panzerdivision. Dieses Mal hatte man die Reserven, die 1941 gefehlt hatten. Was also war zu befürchten?

Unold griff zum Gummi und wischte zugleich mit der bedrohlichen Einzeichnung auch seine Sorgen und Zweifel hinweg, die bald nur noch blaß auf grünendem Grunde schimmerten.

»Es ist Bluff«, sagte er, und Engelhard entzückte sich an dem glasklaren Blick, der ihn traf. »Ein ganz billiger Bluff! Der Russe kommt nicht. Er kann nicht mehr.«

In den nächsten Tagen schlug das Wetter um. Es wurde naßkalt und nebelig, ein feiner Sprühregen überzog die Kopfsteine der Dorfstraße mit dünner Eislaser und machte jeden Schritt vor die Haustür zu einem Wagnis. Der Volkswagen, in dem Oberleutnant Breuer zu den Nachbarstäben unterwegs war, trudelte auf der Glätte selbst unter Lakoschs sicheren Händen hin und her und hatte Mühe, vorwärts zu kommen.

Bei der 2. Abteilung des V. rumänischen Korps, das in den Holzhäuschen des Dorfes Kalmykow lag, war die Stimmung offenbar etwas gedrückt. Ein Hauptmann in eleganter Khakiuniform, schwarz und rassig wie ein Torero, legte dem deutschen Kollegen die sauberen Planpausen der letzten Tage vor.

»Sehen Sie, Herr Kamerad«, erklärte er in dem gedehnten Deutsch des Balkans, »diese drei Infanteriedivisionen sind

neu. Die letzte wurde vor wenigen Tagen festgestellt. Diese beunruhigen uns nicht. Aber dahinter haben wir das III. Kavalleriekorps! Ich frage Sie, wozu braucht man ein Kavalleriekorps, wenn man nicht angreifen will? Und was dieser große Wald hier hinter der Stadt Kletskaja birgt, wissen wir nicht. Wir haben keine eigenen Flugzeuge, und deutsche Maschinen zur Aufklärung standen nicht zur Verfügung. Das gegenwärtige Wetter erlaubt es auch nicht, etwas zu erkennen.

Russische Gefangene haben gesprochen von einer Panzerarmee, die dort liegen soll. Das kann stimmen, kann auch nicht stimmen. Wenn es stimmt, dann ist das sehr schlecht für uns, Herr Kamerad! Wir haben, wissen Sie, keine schweren Waffen, und unsere Leute sind müde...«

Sein dunkler Blick streifte an der Wand entlang, wo aus schweren Rahmen die Köpfe des jungen Königs Michael und des Marschalls Antonescu sehr selbstbewußt in die Welt schauten.

»Deswegen sind wir ja hergekommen, Herr Hauptmann«, erwiderte Breuer und nahm eine der türkischen Zigaretten, die ihm der Hauptmann aus silbernem Etui anbot. »Wir haben genug schwere Waffen und Panzer mit.«

»Ich weiß das, Herr Kamerad. Wann werden Ihre Truppen bereitstehen?«

»Nun, ich denke, in einigen Tagen!« Der Hauptmann goß aus einer Flasche in zwei dünnhalsige Likörgläser.

»Bitte, Herr Kamerad, Sie müssen sich erwärmen! Es ist richtiger ›Tuica‹.«

Er hob sein Glas gegen das Licht und leerte es in kleinen Schlucken.

»Es wäre gut«, meinte er dann, »wenn Ihre Einheiten sich beeilen würden. Wir haben den russischen Angriff schon am 9. November erwartet. Aber er ist nicht gekommen.«

»Passen Sie auf, Herr Hauptmann«, erwiderte Breuer, »er wird überhaupt nicht kommen!«

»Wir wollen das hoffen, Herr Kamerad!« –

Auf der Rückfahrt schlug Breuer einen Umweg zu dem Höhengelände südlich Kletskaja ein. An einer Kreuzung, wo der Weg zum Don hinabführte, trippelte ein rumänischer Posten, das Gewehr unter dem Arm, fröstelnd im Regen hin und her und warf ab und zu einen Blick nach Norden. Über der hohen, schmutzigweißen Schaffellmütze thronte als Schutzdach der Stahlhelm, von dessen Rand ihm das Wasser in dünnen Fäden auf Schultern und Rücken rann. Die bunte Zeltbahn, die er über seinen Mantel gehängt hatte, gab ihm das Aussehen einer besonders liebevoll ausgestatteten Vogelscheuche. Als er den Wagen bemerkte, bedeutete er durch lebhafteste Gesten, daß eine Weiterfahrt hier nicht gestattet sei. Breuer stieg aus und ging ein Stück die Höhe hinan, bis er das nördliche Vorgelände übersehen konnte. Wenige hundert Meter voraus durchschnitt die rumänischen Gräben die kahle Fläche. Alles war ruhig, im Regen ertränkt. Die Höhe senkte sich allmählich auf eine Mulde zu, in der einzelne winzige Häuser erkennbar waren: Kletskaja! Dahinter, kaum sichtbar in dem Grau des Regentages, das Blasse eines Flußlaufs: der Don! Still drehend reckte er seine Arme, er gab noch nicht frei... Der dunkle Schemen dort aber in unwirklicher Ferne, das war das gefürchtete Waldgebiet. Der Höhenzug erschien als ein ideales Verteidigungsgelände. Er beherrschte zweifellos die gesamte Donniederung; bei klarem Wetter erlaubte er eine Sicht bis weit in das feindliche Hinterland hinein. Unter solchen Umständen die Kräfte auf dem Südufer des Don versorgen und sogar Brücken schlagen – weiß der Teufel, wie die Russen das fertigbrachten!

Um diese Zeit traf der neue Divisionskommandeur in Werchnaja Businowka ein. Er äußerte alsbald den Wunsch, die Herren des Stabes zusammen mit den Offizieren der unterstellten Verbände, soweit diese schon erreichbar waren, zwanglos im Kasino kennenzulernen. Dem Kommandanten des Stabsquartiers, Hauptmann Fackelmann, ward befohlen, ein reichlicheres Abendessen für etwa vierzig Herren vorzubereiten. Der kleine Reservehauptmann, ein Meister weniger zwar des Kriegshandwerks, wohl aber einer gediegenen Kochkunst, entledigte sich dieser Aufgabe mit Eifer und Geschick,

nach Kräften unterstützt von drei ihren Posten liebenden Ordonnanzen. Am Abend prangte der Seitenraum der hölzernen Dorfkirche, der als Kasino diente, im Festglanz zahlreicher Leuchter und blütenweißer Tischtücher. Der General, eine massige Erscheinung mit rötlichem Fettgesicht, erschien in Begleitung von Oberstleutnant Unold, der sich zur Feier des Tages in schnittiges Panzerschwarz geworfen hatte. Er begrüßte die versammelten Herren einzeln, ließ sich Namen und Dienststellung nennen und bedachte jeden aus kleinen wasserblauen Augen mit einem kurzen Blick, in den er vergeblich etwas Feuer zu legen versuchte. Dann bat er die höheren Dienstgrade zu sich an das obere Ende des Tisches, während die jüngeren Offiziere sich um den übrigen Teil der langen Tafel gruppieren. Auffallend war hier die große Zahl junger Hauptleute. Der strohblonde, sommersprossige Hauptmann Siebel, der als Kompaniechef am Wolchow seinen linken Arm auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hatte, einstweilen abgefunden mit einer klappernden Prothese, Ritterkreuz, Ib-Stelle beim Divisionsstab und der Aussicht auf den Dank kommender herrlicher Zeiten, war 27 Jahre alt. Der erste Ordonnanzoffizier »OI«, Hauptmann Engelhard, und der Divisionsadjutant Hauptmann Gedig, ein munterer Berliner mit braunen Eichhörnchenaugen, hatten die Mitte der Zwanzig noch nicht erreicht. Unter dem Einfluß des weißen Bordeaux wurde die Unterhaltung sehr schnell lebhaft. Sie drehte sich vorwiegend um die Speisenfolge, mit der Hauptmann Fackelmann überrascht hatte. Als Hauptgericht gab es Leberknödel mit Salzkartoffeln.

»Also wirklich ganz delik特, lieber Fackelmann«, meinte Hauptmann Siebel gönnerhaft.

»Wohl Purr-purr, was?«

»Das dürfte ich wohl nicht wagen, meine Herren«, beeilte sich der dicke Fackelmann zu erklären.

»Obwohl Sie dadurch in einen besonderen Genuß gekommen sind. Sie wissen wohl nicht, daß Pferdeleber zu den größten Delikatessen gehört? Selbst für die berühmte Braunschweiger Leberwurst wird vorwiegend Fohlenleber verarbeitet.«

Man blickte ihn unsicher und etwas belustigt an. Sein Hang zum Aufschneiden war bekannt. Hauptmann Endrigkeit, der Führer des Feldgendarmietrupps, ein vierschrotiger Ostpreuße mit dichtem Schnurrbart, reichte der Ordnonanz seinen Teller, um sich Kartoffeln nachlegen zu lassen, und wandte sich über den Tisch hinweg an den Zahlmeister:

»Na, wenn Sie morgen nach Tschir fahren einkaufen, Herr Zimmermann, dann vergessen Sie man nicht, gleich so 'n halbes Dutzend Panjepferdchens mitzubringen! Dann machen wir hier mal richtiges Wurstessen.«

In der weiteren Erörterung kulinarischer Möglichkeiten wurden die Herren unterbrochen. Der General klopfte an sein Glas, erhob sich schwer, räusperte sich und ließ eine blecherne Stimme ertönen.

»Meine Herren! Das Vertrauen des Führers hat mich an die Spitze dieser Division berufen, die unter der bewährten Führung meines Vorgängers so viel Ruhm an ihre Fahnen geheftet hat. Es wird mein Bestreben sein, mich des mir geschenkten Vertrauens und der Traditionen der Division würdig zu erweisen. Von jedem von Ihnen erwarte ich Gehorsam, treueste Pflichterfüllung und rücksichtslose Härte gegen sich selbst, gegen unsere Männer und gegen den Feind. Der Name unserer Division muß für den bolschewistischen Weltfeind der Inbegriff aller Schrecken werden. In diesem heiligen Kriege gegen das asiatische Untermenschentum muß und wird der Sieg unser sein! Für ihn ist kein Opfer zu schwer. Ohne ihn wäre das Leben nicht mehr lebenswert. In diesem Sinne ans Werk! Ich fordere Sie auf, Ihr Glas mit mir zu leeren auf unser geliebtes deutsches Vaterland und Adolf Hitler, unsern obersten Kriegsherrn und einzigartigen Führer!«

Dem Toast folgte betretenes Schweigen. Breuer warf einen Blick auf sein Gegenüber, den blassen Leutnant Wiese, der mit schmalen Lippen dasaß und nur leicht den Kopf schüttelte.

»Na prost!« meinte Hauptmann Siebel, nur den Nachbarn verständlich, »ich glaube, wir gehen herrlichen Zeiten entgegen.«

Oberleutnant v. Horn, der Adjutant des Panzerregiments,

blitzte durch sein Monokel zum oberen Ende der Tafel hinüber.

»Wette einen Korb Sekt«, näselte er, »daß der noch keinen Panzer von innen gesehen hat.«

»Panzer?« warf Hauptmann Eichert, Kommandeur der Panzerjäger-Abteilung, ein alter Zwölfender, grob dazwischen. »Wenn der von Rußland überhaupt schon etwas gesehen hat, fress' ich 'nen Besen. Riecht mir so nach SS oder Polizei!«

Hauptmann Fackelmann kicherte vor sich hin und wischte sich mit dem Taschentuch über die spiegelnde Glatze.

»Also offen gestanden, meine Herren«, flüsterte er, »schön durchgekocht auf einer silbernen Schüssel und mit einer Zitrone im Maul wäre mir der Kopf da lieber!«

Lautes Lachen polterte los und zum Tisch sah man befremdet herüber. Hauptmann Engelhard war geniert:

»Meine Herren, ich muß doch sehr bitten! Der General hat seit Anfang 42 ein Artillerieregiment und seit einigen Monaten eine Division geführt hier in Rußland!«

»Regen Sie sich bitte nicht auf, Engelhard«, begütigte Hauptmann Fackelmann. »Wir werden ja sehen. Und für Frankreich wird es ja schließlich auch reichen.«

Man horchte auf. Frankreich – – ?

»Ja wissen Sie denn noch nicht, meine Herren?« Fackelmann strahlte im Vollgefühl seiner Wichtigkeit. »Wissen Sie es wirklich noch nicht? Die Division kommt doch nach Frankreich! In die Gegend von Le Havre, nur einen Katzensprung von Paris entfernt!«

»Nach Frankreich?«

»Möchte mal wissen«, grollte Hauptmann Eichert, »auf welcher Latrine Sie diesen Mist wieder ausgegraben haben.«

Fackelmans fette Hände führten beschwörende Tänze auf.

»Nein wirklich, meine Herren, Sie können mir glauben! Ich habe meine guten Beziehungen! Die Nachricht stammt aus absolut zuverlässiger Quelle.«

»Dazu müßte der ›OI‹ doch etwas zu vermelden haben?« Hauptmann Engelhard blieb reserviert.

»Unmöglich ist nichts«, sagte er unbestimmt. Der alte En-

drigkeit reckte unter dem Tisch die Beine und schnaufte wie ein Walroß.

»Na, Gedig«, meinte er zu dem Adjutanten, der am nächsten Tage zu einem Lehrgang abreisen sollte, »denn lassen Sie man gleich Ihren Rückfahrschein umschreiben! Und vergessen Sie nicht, den Unold nach seinem Lieblings-Bums in Paris zu fragen, hahaha! Sonst finden Sie womöglich keinen von uns!«

Der junge Hauptmann lachte. Sonderführer Fröhlich hatte sich seinen rechten Nachbarn als besten erwählt.

»Sehen Sie, Herr Pfarrer, was habe ich gesagt! Jetzt kommt der große Schlag gegen England! Wie stark müssen wir sein, wenn Hitler jetzt sogar eine ganze Division von Stalingrad abziehen und nach dem Westen schicken kann. Passen Sie auf, im Frühjahr ist der Krieg aus!«

Johannes Peters, der evangelische Divisionspfarrer, lächelte nachsichtig aus einem friedfertigen Gesicht heraus, zu dem das EK 1 auf seiner Brust nicht recht passen wollte.

»Auch umgekehrt wird ein Schuh draus, lieber Herr Fröhlich.«

»Vielleicht ist Hitler gezwungen, die Division abziehen, um sich auf die drohende zweite Front vorzubereiten.« Der Sonderführer wandte sich den Zigarren zu und hüllte sich schweigend in dicke Rauchwolken. Er war ernstlich gekränkt.

Am anderen Ende der Tafel entwickelte der General inzwischen seine Gedanken zur Lage.

»Ich habe mich über den Zustand der Division natürlich frühzeitig genau unterrichtet«, sein trüber Blick schwamm über die Gesichter der Umsitzenden hinweg. »Es ist klar, daß eine gründliche Auffrischung nötig ist. Keitel, mit dem ich vor meiner Abreise sprach, hat volles Verständnis dafür. Und Sie sehen, es wird ja auch!... Ein Skandal nur, daß wir jetzt hier durch das hysterische Geschrei dieser Pferdediebe festgehalten werden. Sollten froh sein, daß man sie überhaupt der Ehre würdigt, ein Blutopfer für die Freiheit Europas bringen zu dürfen. Aber das kennt eben keinen Heroismus und keine Ideale. Na, ich hoffe nur, daß der Führer nach dem Endsieg

auch bei den sogenannten Bundesgenossen einmal gründlich aufräumt.« –

Man ging frühzeitig auseinander. Der General wünschte mit den höheren Offizieren noch allein zu bleiben.

Schweigend gingen die beiden Offiziere durch die Nacht, an dem verfallenen Friedhof entlang auf die Felder hinaus. Ein frischer Nordost wehte, leichter Frost hatte die Wege betrocknet. Ab und zu blinkte ein Stern durch zerrissene Wolken. Aus dem Dorf klang ferner Gesang herüber:

*»Wenn sich die stillen Nebel dre-hn,
Werd' ich bei de-her Laterne steh'n
Wie ei-einst, Lili Marlen...«*

»Was halten Sie eigentlich von der Lage hier, Breuer?« fragte der Hauptmann. Breuer blieb verwundert stehen. Die Frage hatte besorgt geklungen.

»Glauben Sie ernstlich, Herr Hauptmann«, fragte er, »daß wir hier irgend etwas zu befürchten haben?«

Der Hauptmann schwieg eine Weile. »Wissen Sie«, sagte er schließlich, »manchmal habe ich Zweifel, ob die Sache hier gutgehen wird. Unold darf man ja mit so etwas nicht kommen, er wird sofort kribbelig. Über unseren neuen General – na, da ist wohl kein Wort zu verlieren. Ich verstehe das Heerespersonalamt nicht mehr. Und dann das Korps... Ich will nichts gegen Heinz sagen; aber ob er hier wirklich der rechte Mann ist...«

»Mit Oberst Fieberg hat er einen alten Routinier zum Chef!«

»Fieberg, die Seele des Korps! Ein kalter Rechner, ja – Ein hervorragender Taktiker. Und gerade deswegen kann ich es mir nicht erklären, daß jetzt auf einmal alles nicht klappen will. Sehen Sie, was ist denn das! Keine Zusammenarbeit mit den Rumänen, keine vernünftige Aufklärung! Und der Aufmarsch ist immer noch nicht beendet...«

In weiter Ferne stand plötzlich ein Leuchtfallschirm am Himmel und verbreitete gelbliches Licht. Rote und grüne Leuchtpurbänder rankten sich ihm vom Boden aus entgegen.

Nach einer langen Weile plätscherte der schwache Schall der Abschüsse hinterher.

»Und dann die Russen –«, fuhr der Hauptmann fort. »Ich glaube, auf Grund unserer Anfangserfolge neigen wir dazu, sie zu unterschätzen. Wie oft war die Rote Armee schon totgesagt, und sie lebt immer noch, ja sie ist stärker geworden! Die schnelle Umstellung auf die Granatwerfer und Stalinorgeln war eine enorme Leistung. Und vergleichen Sie einmal ihre heutige Luftwaffe mit der von 1941! Da hinten sehen Sie es... Auch ihre Führung lernt immer mehr hinzu. Seien wir doch mal ehrlich, Breuer, das elastische Ausweichen Timoschenkos im letzten Sommer ist doch geglückt! Wir haben ja damals kaum Gefangene gemacht. Aber damit kommen Sie mal jemand! Das will keiner wahrhaben.«

Später lag Breuer noch lange wach auf seiner Strohschütte. Das krauseste Zeug ging ihm im Kopf herum. Wenn selbst Engelhard schon zu »meckern« anfang, dann... Schließlich schlief er über dem Gedanken ein, daß der Hauptmann die Dinge heute wohl besonders schwarz sah. Seine Braut wohnte in Essen, und die Stadt war neuerlich schwer bombardiert worden.

Die Kinofrage löste sich wider alles Erwarten gut. Beim Nachbarkorps war man auf eine höfliche Anfrage hin bereit, den Filmwagen, der die Einheiten des Korps betreute, laufend für zwei Vorstellungen in der Woche der fremden Division zur Verfügung zu stellen. Und ein toller Zufall wollte es, daß auch der ersehnte Rembrandtfilm sich dort befand und zwei Tage hintereinander in Businowka laufen konnte.

Der Hauptraum der Holzkirche wurde als Kinosaal hergerichtet, und Breuer entwarf einen Plan zur möglichst gerechten Verteilung der Vorführungen auf die einzelnen Einheiten. Eines Vormittags konnte man dem »Ia« melden, daß Donnerstag, den 19. November, nachmittags 5 Uhr die Eröffnungsvorstellung des Kinopalastes Businowka mit dem Rembrandtfilm und einer Wochenschau als Beiprogramm stattfinden würde.

Oberstleutnant Unold war, was bei ihm selten vorkam, des Lobes voll:

»Also, was ich versprochen habe, halte ich. Breuer, Ihren ›03‹ sollen Sie haben! Schon jemand ausgesucht?«

»Ich habe an Leutnant Wiese gedacht, Herr Oberstleutnant!«

»Den Zugführer von der Nachrichtenabteilung? Na schön, wenn Mühlmann ihn freigibt, habe ich nichts dagegen.«

Am gleichen Tage noch schrieen zwei buntscheckige Plakate, von dem Zeichner der Kartenstelle gemalt, vor der Ortskommandantur und an der Kirchenpforte das bevorstehende Ereignis in die staunende Umwelt hinaus.

Lakosch hegte bezüglich der Veranstaltung ganz besondere Erwartungen, denen er gegenüber Geibel gelegentlich einer gemeinsamen Wagenwäsche Ausdruck gab:

»Der Film, das wird klasse, sage ich dir! Der Rembrandt, das war so ein Maler, der schon im Mittelalter Flugzeuge zeichnete und U-Boote und so. Und den haben sie dann geköpft, weil er zuviel wußte... He, glotz nicht so blöde, du Mond! Dir werden sie deswegen den Kürbis nicht abhacken!«

II. Kapitel: Unwetter am Don

Grau dämmerte der 19. November herauf. Der Gefreite Geibel warf sich auf seinem Lager hin und her. Ihn quälte ein scheußlicher Traum. Er saß in seinem Laden in Chemnitz, der dem letzten Bunker vor Stalingrad auffallend ähnlich sah, und sortierte emsig und schwitzend Erbsen aus einem Sack in einen Emailletopf. Jede Erbse, die er in den Topf fallen ließ, rauschte nieder wie eine Bombe und zerplatzte mit einem Knall am Boden zu nichts. Und Geibel wunderte sich, daß der Topf sich nicht füllte, obwohl der Sack schon zur Hälfte leer war. Plötzlich stand ein Mann vor ihm, auf dem Kopf einen goldenen Stahlhelm, unter dem eine schwarze Haarsträhne hervorsah, und blickte ihn groß und durchdringend an. Und Geibel wußte sofort, daß es Rembrandt war. »Ich habe Flugzeuge und U-Boote«, sagte der Fremde drohend, »aber mir fehlen noch Heringe!« »Aber bitte, mein Herr!« beeilte sich Geibel zu erwidern. »Wir haben ausgezeichnete Matjesheringe, zart wie Butter.« Und er wies auf das große Faß, über dessen Rand die Heringe ängstlich ihre Köpfe steckten. »Ich nehme das ganze Faß!« erklärte der Mann mit dem Goldhelm und griff mit beiden Händen in die Tonne. Die Heringe, plötzlich sehr menschlich aussehend, schrienen auf vor Entsetzen, aber der Fremde stopfte sich einen riesigen Berg von Fischen in das weit aufgerissene Nilpferdmaul und verschlang ihn. Geibel durchfuhr ein heißer Schmerz. »Es macht 57,30 RM«, sagte er traurig. – »Sind das alle Heringe?« fragte der Fremde und sah sich gierig im Laden um. »Alle, die es in Deutschland gibt!« antwortete Geibel entschlossen. – »Das genügt mir nicht!« schrie Rembrandt. »In Europa muß es noch viel mehr Heringe geben!« Sein Gesicht wurde riesengroß und verzerrte sich zu einer scheußlichen Fratze. »Sie wissen zu viel!« rief er höhnisch. »Ich muß Ihren Kürbis haben!« – Geibel wurde von wahnsinniger Furcht gepackt. »Der Kürbis ist unverkäuflich«, beteuerte er zitternd, »es ist ein Ausstellungsstück.

Wir haben andere, auch sehr schöne Kürbisse, das Pfund zu 35 Pf.!« – »Ich will aber diesen Kürbis!« schrie der Fremde und griff mit seinen langen grünlichen Fingern nach Geibels Hals. »Niemand darf etwas wissen, verstehen Sie? Niemand!« Verzweifelt schlug Geibel um sich. Er wußte: Wenn er seinen Kürbis verliert, ist es aus mit ihm. Mit der linken Hand fuhr er der Fratze in die schwammigen Augen, während er mit der rechten den Telefonhörer ergriff, um das Überfallkommando anzurufen, »Hilfe!« schrie er in höchster Not. »Hilfe!!!« – –

Geibel fuhr hoch, von einem schmerzenden Stoß in der Seite geweckt, der von einem Ellbogen herrührte.

»Ich werde dir Hilfe, verdammter Kerl!« wetterte Lakosch, »Phantasiert hier und macht alle Leute wach, und währenddem klingeln die sich tot!«

Wieder klingelte es. Es war der Fernsprecher, den Geibel über Nacht neben seinem Schlafplatz stehen hatte. Er merkte erstaunt, daß er den Hörer bereits in der Hand hielt.

»Geschäftszimmer Ic, Gefreiter Rembrandt!« meldete er sich, noch ganz verstört. Lakosch bekam einen Lachanfall, der von dem noch schlafenden Unteroffizier Herbert durch ein empörtes Zischen gerügt wurde.

»Gute Nacht, Sie Tüte!« tönte es aus dem Apparat. »Hier Ia, Unteroffizier Schmalfuß! Oberleutnant Breuer soll sich sofort marschfertig beim ›Ia‹ melden! Ohne Wagen!«

»Oberleutnant Breuer sofort ohne Wagen beim ›Ia‹ melden!« wiederholte Geibel mechanisch. »Jetzt mitten in der Nacht?« setzte er erstaunt hinzu. »Ja wieso, ist denn was los?«

»Quatschen Sie nicht so dämlich!« antwortete barsch die Stimme.

»Erstens ist es acht Uhr, und zweitens ist was los! Die Russen greifen an!«

Im Augenblick war Geibel munter. Er warf den Hörer hin, ohne abzuläuten, sprang auf und stürzte ins Nebenzimmer.

»Aufstehen!« brüllte er, »Aufstehen, Herr Oberleutnant! Die Russen greifen an!«

»Nun ja doch!« gähnte Oberleutnant Breuer. »Ist ja gut! Deswegen brauchen Sie doch nicht so zu schreien!«

Also doch! dachte er noch im Halbschlaf. Eins zu null für die Rumänen! Er zog sich mit einiger Eile an und goß im Stehen eine Tasse kalten Tee herunter, während Lakosch schnell noch zwei Klappschnitten mit Büchsenleberwurst zum Mitnehmen schmierte.

»So ein Pech, daß der Schwindel gerade heute anfängt!« verabschiedete sich Breuer. »Also kümmern Sie sich mal um den Film, Herr Fröhlich! Wahrscheinlich sind wir bis fünf Uhr längst wieder zurück.«

Langsam fraß sich das Licht des Morgens durch die dicken Nebelschwaden, die über der Donniederung und den Höhenzügen vor Kletskaja lagerten. Weiß schimmerte die weite Schneefläche, vielfach durchschnitten von dem Schwarzbraun der Wege und Fahrspuren und den schlecht ausgebauten rumänischen Gräben. Die Beobachter bei den Maschinengewehrständen blickten unter ihren Zeltbahnen gelangweilt über die Drahthindernisse hinweg in die wogende Milchbrühe. Die Sicht nach dem Don hin betrug in der Halbdämmerung knapp hundert Meter. Die Nacht war ruhig verlaufen. Auch jetzt herrschte auf der Feindseite tiefe Stille. Kein Schuß, kein Laut, kein Motorengeräusch. Wer sollte bei diesem Wetter auch Lust zum Kriegführen haben!

Durchgefroren und froh der Bewegungsfreiheit, die der Nebel gewährte, kamen die ersten Infanteristen aus ihren Bunkern und Schlupflöchern gekrochen, schlugen die Arme nach Kutschermanier übereinander und liefen mit kurzen Schritten ein Stück über die Felder. Bald standen kleine Gruppen außerhalb der Gräben zusammen, rauchten und schwatzten. Schwatzten sich ihren Ärger von der Leber.

Es war nämlich so: Die rumänischen Divisionen wurden nur für einen Zeitraum von sechs Monaten an die Ostfront geschickt. Einen längeren Einsatz konnte die rumänische Heeresleitung ihren Soldaten, die ohnehin schon lustlos genug kämpften, nicht zumuten. Für die Infanteriedivision, die den Mittelabschnitt der Front vor Kletskaja besetzt hielt, war

schon seit längerem der 18. November als Tag der Ablösung vorgesehen gewesen. Seit Wochen hatten die Soldaten diesen Tag herbeigesehnt. Ihre Gedanken waren nicht mehr in der grausamen fremdländischen Gegenwart, sie waren vorausgeeilt in die Heimat zu Frau und Kind, zu den fruchtbaren Niederungen der Dobrudscha, den wilden Karpatenwäldern, den Freuden des leichtlebigen Bukarest. Infolge irgendwelcher Transportschwierigkeiten war jedoch die ablösende Division noch nicht eingetroffen. Durch ein Versehen deutscher Versorgungsstellen hatte man aber die für die Wartenden bestimmte Verpflegung für die letzten zwei Tage bereits der neuen Truppe zugeleitet. Kein Wunder also, daß die Männer heute schimpften und fluchten. Auf den erbärmlichen Fraß, auf den scheußlichen russischen Winter, von dem man nun zu guter Letzt doch noch etwas abbekam, und überhaupt auf diesen elenden Krieg, den sie nicht gewollt hatten und der nicht der ihre war.

Da –! Plötzlich zischt und schwirrt es böse und unheimlich, schwillt gräßlich an über den ganzen Frontabschnitt hinweg... Schreckensschreie, Warnrufe. Und schon bricht das Unwetter los. Urplötzlich steht da ein Wald von Stichflammen auf der dröhnenden Erde, Splitterhagel fegt pfeifend daher, Wolken schwefeligen Qualms wälzen sich über die Fläche. So plötzlich dieser Feuerüberfall, so unerwartet in der trägen Ruhe des Morgens, daß hier selbst der immer wache Instinkt des Frontsoldaten versagt. Ein Teil nur der ahnungslos herumstehenden Männer hat die drohende Warnung des Rauschens erfaßt und ist blitzschnell in Deckung gesprungen. Die übrigen sind niedergemäht, ehe noch ihr Bewußtsein begriffen hat.

Die Beschießung nimmt an Stärke zu. Zu der Unzahl von »Stalinorgeln« gesellen sich Geschütze aller Kaliber. Eine Wand von haushohen Erdfontänen schießt empor, schiebt sich über die berstenden Minenfelder im Vorgelände hinweg, zerfetzt die Drahthindernisse, befällt die Gräben und Maschinengewehrnester, Holzteile, Waffen und Menschenleiber mit sich emporwirbelnd, und rollt auf die rückwärtigen Artilleriestel-

lungen zu. Das brodeln und rauscht und heult und kracht... Die Erde selbst, zerrissen und zerfetzt, duckt sich unter dem höllischen Ausbruch der Materie. Was ist der Mensch –?

Die Artilleriesvorbereitung dauert etwa anderthalb Stunden und bricht dann ebenso plötzlich ab, wie sie begonnen hat. Vereinzelte Nachzügler gurgeln noch durch die Luft und detonieren irgendwo weiter hinten. Als die Rauchschwaden sich verziehen, ist die Landschaft aufgerissen wie ein von Riesen Händen umgepflügter Acker. Von den Stellungen der Rumänen ist nicht mehr viel übrig. Tote ringsum, und in die plötzliche Stille klingt das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten.

Die Überlebenden in ihren Löchern krallen die Hände in den nassen Boden, pressen die verzerrten Gesichter in den Lehm, gegenwärtig, daß jeden Augenblick die Hölle von neuem sich öffnet. Sie beginnen wieder zu denken, und es ist bei allen nur *ein* Gedanke: Schon lag das alles hinter uns, schon winkte die Heimat! Und jetzt, jetzt noch zu guter Letzt hier elend verrecken für diese aufgeblasenen Hakenkreuzanbeter? Aus blitzartigem Gedanken erwächst ohne Worte blitzartiger Entschluß: Fort, nur fort aus diesem Hexenkessel! Das Leben retten um jeden Preis! Und sie springen auf, einzeln erst, dann in Gruppen. Weg die Waffen, weg alles, was hindert! Zurück zurück! Wie die Hasen hoppeln sie über die Fläche, zwischen den braunen Trichtern dahin, stürzen zu Boden, rappeln sich hoch, verschwinden im Nebel. Hier und da brüllt ein Offizier mit wilden Gesten, schießt aus der Pistole hinter den Fliehenden her. Aber was ist schon auszurichten gegen den Willen zum Leben! Und so bleibt auch den Offizieren zuletzt nichts anderes übrig als das zu tun, was sie noch nie getan haben, was aber in dieser Lage allein noch zu tun ist: ihren Soldaten zu folgen.

Als später die russische Infanterie zum Sturm antrat, fand sie bei den gegnerischen Stellungen dieses Abschnitts kaum noch Widerstand. Einzelne verstreute Gruppen, die noch kämpften, wurden schnell vernichtet. Und die Massen der russischen Panzer, die aus ihren Bereitstellungsräumen in den

Wäldern die eigenen Linien überrollen und geradewegs zum Angriff übergangen, stießen tief in das feindliche Hinterland hinein.

Oberstleutnant Unold wurde durch einen eiligen Funkspruch vom Panzerkorps geweckt. Die fast 40 km lange Fernsprechverbindung zum Korps war schon wieder unterbrochen.

»Gegner greift seit den Morgenstunden auf ganzer rumänischer Front mit starker Artillerie- und Panzerunterstützung an«, las er, »Lage zur Zeit ungeklärt. Mit vereinzelt Panzerdurchbrüchen ist zu rechnen. Division bezieht befohlene Aufangstellung hinter 1. rum. Kav. Div. mit Schwerpunkt Höhe 218 und wirft einbrechenden Gegner im Gegenstoß.«

»Da haben wir den Salat!« sagte er und reichte den Zettel zu Hauptmann Engelhard hinüber. »Jetzt aber Tempo! Geben Sie die Einsatzbefehle an Kallweit und Lunitz hinaus!« (Major Kallweit führte die 30 Panzer, die der Division noch verblieben waren, Oberst Lunitz war Kommandeur des Artillerie-Regiments.) »Herrliche Orientierung übrigens!« setzte er aufgebracht hinzu. »Lage ungeklärt! Was heißt denn das! Rufen Sie mal das rumänische Korps an!«

»Die Leitung ist seit zwei Stunden gestört«, sagte der Hauptmann lakonisch und kletterte in seine Panzerhosen.

»Dann funken Sie!«

»Funken? Zu den Rumänen?« Engelhard lächelte mitleidig. »Zu den Rumänen haben wir keine Funkverbindung!«

»Es ist doch zum Kinderkriegen!« brach der Oberstleutnant los. »Wozu sitzt man denn eigentlich hier herum! – Schmalfuß, meinen Wagen, aber ein bißchen Trab!«

»Herr Oberstleutnant wollen selbst...?« wunderte sich Engelhard. Es war das erste Mal, daß ein Ia während einer Kampfhandlung den Gefechtsstand verlassen wollte.

»Jawohl, ich fahre selbst!« schrie Unold. »Ich will wissen, was los ist. Oder meinen Sie vielleicht, daß der General uns hinreichend orientieren wird!«

Hauptmann Engelhard meinte das nicht. Und da er das schlecht sagen konnte, zog er es vor zu schweigen. Beim Hinausgehen stieß Unold auf Oberleutnant Breuer.

»Sie fahren mit dem Herrn General mit!« rief er ihm im Vorbeigehen zu. »Passen Sie ein bißchen auf, daß... Na, Sie wissen ja!«

Die beiden Personenkraftwagen des Stabes mit der dreieckigen schwarzweißroten Kommando-Flagge fuhren zunächst zu dem rumänischen Stab in Platonow. Der General, im eleganten Pelzmantel, die Schirmmütze mit der goldenen Kordel auf dem Kopf, saß schweigend neben dem Fahrer der großen grauen Horch-Limousine und hüllte sich in den Rauch einer dicken Brasil. Breuer hatte es sich, ohne irgendwelcher Beachtung gewürdigt zu werden, auf den Lederpolstern des Rücksitzes bequem gemacht. Die Orientierung durch den Stab der 1. rumänischen Kavalleriedivision war dürtig genug.

»Es ist erstaunlich«, erklärte der deutsche Verbindungsoffizier, »wie die Russen die viele Artillerie völlig unbemerkt heranzuführen konnten. Vor unserem Abschnitt sind alle Angriffe, die bisher ohne Panzer geführt wurden, abgewiesen. Bei dem linken Nachbarn, bei dem augenscheinlich der Schwerpunkt des Angriffs lag, scheint dem Gegner allerdings ein Einbruch gelungen zu sein. Näheres ist nicht bekannt. Wir haben keine direkte Fernsprechverbindung nach dort, und die Leitung zu unserem Korps ist schon seit heute früh gestört.

»Natürlich«, brummte der General ärgerlich.

»Außerdem kann uns das egal sein.«

Die Fahrt ging weiter. Die beiden Wagen überholten einige kleinere Kolonnen von motorisierten Fahrzeugen und Geschützen, die langsam dem Einsatzraum zurollten, und strebten dem Punkt 218 zu.

Sonderführer Fröhlich hatte für die Filmvorführung alles bestens vorbereitet. In dem Hauptraum der Kirche war die große Leinwand gespannt, und ein Probeablauf der Wochenschau hatte Ton und Bild in Vollendung gezeigt. Jetzt wartete Fröhlich in seinem Quartier auf die Rückkehr von Breuer und Unold. Bei ihm saß Hauptmann Endrigkeit, dessen Feldgendarmen das drängende Volk vor dem Kino im Zaume

hielten. Er hatte den Rock aufgeknöpft, schmauchte aus seiner Deckelpfeife den grünen Machorka, für dessen würziges Aroma er eine besondere Vorliebe gefaßt hatte, und goß sich aus dem dampfenden Kochgeschirr schon die fünfte Tasse Kaffee ein. Auch der goldgelbe Pulverkuchen, dieses vollendetste aller Wunderwerke, die je auf einem Kochgeschirrdeckel entstanden, verlor zu Herberts Entsetzen immer mehr an Masse. Und dabei fand der Hauptmann nicht einmal ein Wort der Anerkennung, so sehr war er in sein Gespräch mit dem Sonderführer vertieft. Man hatte von der Heimat gesprochen, vom letzten Urlaub, und jetzt war man beim Krieg.

»Sehnse«, meinte Endrigkeit bedächtig, »ich will ja nischit gegen den Krieg sagen. Krieg hat es immer gegeben und wird es immer geben...«

Mit leichtem Unbehagen wurde er sich dessen bewußt, daß er vor langen Jahren einmal anders philosophiert hatte. Damals, 1918, als er nach Hause kam, das Trommelfeuer von St. Mihiel noch in den Knochen, hatte es für ihn wie für fast alle nur eine Meinung gegeben: Das nie wieder! Nie wieder Krieg! – Und nun war man unversehens doch wieder hineingeschliddert. Regelrecht hineingeschliddert trotz aller guten Vorsätze. Ganz langsam, harmlos und gemütlich hatte es angefangen. Revision von Versailles? Das schien gerecht und friedfertig. Die anderen waren entgegenkommend, Österreich, Sudetenland, Memelgebiet fielen wie reife Äpfel vom Baum. Den Polen eins auf den Deckel? Genehmigt! Wenn man Goebbels glauben konnte, waren sie wirklich zu frech geworden. Und was war das schon mehr als eine Polizeiaktion! Die anderen standen Gewehr bei Fuß, bitte sehr! Nach dem Fall von Warschau und Modlin hätte es aus sein können. Man merkte kaum noch etwas von den papierenen Kriegserklärungen. Aber – es war Krieg und blieb Krieg. Als dann jedoch Frankreich, dieses Frankreich, um das man einst vier Jahre lang erfolglos geblutet hatte, wie unter einem Blitzstrahl zusammenkrachte, war man wieder beruhigt. Der Hitler war doch ein Kerl! Ganz ohne Verdun und Sommeschlacht und Steckrübenwinter bog er das hin. Alles so billig, fast ohne Opfer. Die paar Toten, über

die er fein säuberlich von Zeit zu Zeit Rechnung hielt, zählten ja kaum. Was sich da so großspurig Krieg nannte, konnte man doch eigentlich kaum ernst nehmen – Bis dann diese Sache mit Rußland kam... Noch jetzt fühlte Endrigkeit deutlich den Schreck, der ihm damals in die Glieder fuhr, als der Rundfunk das Unfaßbare verkündete. Irgendetwas Unheimliches lag in der Luft vom ersten Tage an. Zwar war es auch hier zunächst recht flott gegangen, aber doch viel zu langsam für die gähnende Weite des Raumes. Wo war hier ein Ende? Bei Stalingrad? Am Ural? Oder wirklich erst bei Wladiwostok? Rückschläge kamen, Winter 1941, die Schweinerei vor Moskau... Keine Fanfaren schmetterten mehr, Verlustzahlen wurden schon lange nicht mehr bekanntgegeben. Ganz unversehens war man, verdammt noch mal, aus dem Nacheinander munterer »Feldzüge« wieder mitten in den dicksten Weltkrieg geraten, und wußte nicht wie und warum...

»Das mit Rußland«, sagte Endrigkeit und blies dicke Rauchwolken über den Tisch, »das geht mir ganz gehörig gegen den Strich. Das war schlankweg ein Blödsinn!«

Er sprach damit nur eine Erkenntnis aus, die damals schon so mancher deutsche Soldat im Osten sich teuer genug erworben hatte. Fröhlich hingegen war anderer Meinung.

»Und wieso war das ein Blödsinn, wenn ich fragen darf?« entgegnete er pikiert. »Sollten wir vielleicht warten, bis der Bolschewismus uns überfällt? Die Russen haben doch seit Jahr und Tag nur auf das eine Ziel der Welteroberung hingearbeitet.«

»Wissen Sie das wirklich so genau, mein Gutester?« meinte der Hauptmann.

»Na ja, ich weiß, ihr da im Baltikum habt die Roten natürlich ganz besonders im Magen. Sind ja auch nicht gerade sanft mit euch umgesprungen. Aber Kriegsvorbereitungen? Was haben sie gemacht? Ein paar Bunker haben sie gebaut. War auch ihr gutes Recht. Aber was man so zum Angriffskrieg braucht, moderne Panzer und 'ne richtige Luftwaffe, das haben sie sich doch alles erst während des Krieges aufgebaut! Nee nee, mein Lieber, so einfach ist das nicht!«

Er zog ein großes graukariertes Taschentuch hervor, schneuzte sich laut und lange und wischte sich bedächtig den Bart ab.

»Und dann die Geschichte mit den Kriegszielen!« fuhr er fort. »Erst heißt es ›Vernichtung des Bolschewismus‹, und dann auf einmal heißt es ›Lebensraum‹. Auf einmal soll das deutsche Volk nicht mehr leben können, wenn es seine Grenzen nicht mindestens am Ural hat!«

»Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!« warf Fröhlich groß dazwischen.

»Wenn aber einer vielleicht gar nicht krank ist, Verehrter. Der Arzt, sehnsucht, geht auch bloß dahin, wohin er gerufen wird... Und möchten Sie hier vielleicht als Bauer sitzen oder Domänenpächter, oder als Förster womöglich, den Wald mit Partisanen gespickt?«

»Wir Balten sind immer Kulturpioniere gewesen«, betonte Fröhlich mit Nachdruck. »Wenn aus Rußland überhaupt etwas geworden ist, dann verdankt es das letzten Endes uns!«

»Und zum Dank für eure sicherlich ganz uneigennützigen Dienste haben sie euch denn ja auch rausgeschmissen«, lachte der Hauptmann. »Nee nee, mein Bester, so einfach ist das doch wohl nicht! Und daß dem Adolf selbst nicht so ganz wohl war bei der Geschichte, das merken Sie ja auch daran, daß er uns bis zur letzten Minute hinters Licht geführt hat mit seinem sogenannten ›Ostfeldzug‹. Was hat man nicht alles erzählt, sehnsucht! Stalin tritt dem Dreimächtepakt bei! Molotow macht ›Nationale Revolution‹ und hat uns um ein paar Divisionen gebeten, man so bißchen zur freundschaftlichen Unterstützung! Die Russen haben den Durchmarsch zum Iran gestattet, seit Wochen rollen deutsche Militärtransporte durch die Ukraine! Und wer hat all diesen Unsinn verbreitet? Ganz ernsthafte Leute, Ortsgruppenleiter, SA-Führer, Eisenbahner! Meine Nichte, die Emma, schrieb mir damals aus Berlin, ihr Papiergeschäft hat Auftrag von der Partei bekommen für 2000 Stück rote Fähnchens mit Sowjetstern, zum Empfang für Stalin! Von der Partei, jawohl, einen Bestellschein mit 'nem richtigen Stempel der Gaupropagandaleitung! Wozu das alles?

Weil man wußte, daß keiner freiwillig diesen Krieg mitmacht, sehns! daß es einen Riesenklamauk gibt!«

»Herr Hauptmann werden gestatten«, erwiderte Fröhlich sehr förmlich, »daß ich in diesen Dingen wesentlich anderer Meinung bin. Aber das ist ja jetzt auch gleich. Der Führer hat diesen Krieg für notwendig gehalten, um die bolschewistische Weltpest ein für allemal zu vernichten, und wir haben ihn jetzt fortzuführen bis zum siegreichen Ende!«

»Na sehns, lieber Herr Sonderführer«, sagte Endrigkeit mit gutmütigem Spott, »da sind wir nun doch wieder völlig einer Ansicht. Wir haben uns die Suppe eingebrockt, und nun müssen wir sie auslöffeln. Daß wir den Krieg gewinnen müssen, und wenn es das letzte Hemde kostet, ist klar. Und ich glaube ja auch, daß wir's schaffen werden bis zu 'nem halbwegs vernünftigen Frieden. Aber eins kann ich Ihnen sagen: Ich habe immer still in meinem ollen Wald bei Johannisburg gesessen und mich um Politik nicht viel gekümmert. Das war vielleicht ein Fehler. Aber wenn wir wieder nach Hause kommen, dann werden wir doch mal so ganz vorsichtig hier und da bißchen aufräumen müssen... Und nun gucken Sie nicht so glubsch und gießen Sie mir noch 'ne Tass' Kaffee ein!«

Er zog eine dicke Nickeluhr aus der Hosentasche. »Donnerwetter«, sagte er erschreckt, »es ist schon halb acht! Da haben wir ja beinah' zwei Stunden verquasselt!«

Draußen klappte eine Tür, Stimmen im Vorraum wurden laut. Oberleutnant Breuer trat ein. Er sah abgespannt und verärgert aus.

»Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen, Herr Oberleutnant!« sagte Fröhlich, in mancher Hinsicht erfreut. »Wir warten hier schon seit Stunden mit dem Film. Aber es reicht noch hin. Nach dem Essen können wir noch eine schöne Abendvorstellung machen.«

»Film, Film!« maulte Breuer, der sich inzwischen aus seinen Sachen geschält hatte. Er warf sich auf die Strohschütte und starrte an die Decke. »Es hat sich ausgefilmt, mein Lieber!«

»Ja wieso denn, Mensch?« fragte Endrigkeit erschrocken. »Was ist denn los?«

»Los ist eigentlich nicht allzuviel. Aber Unold hat die Schnauze voll. Wenn Sie dem jetzt mit Film kommen, schmeißt der Sie raus.«

»Können wir denn nicht vielleicht ohne den Herrn Oberstleutnant?...« warf Fröhlich ein.

»Nein!« unterbrach ihn der Oberleutnant schroff. »Wenn die Division im Einsatz ist – und es ist möglich, daß es bald schwere Kämpfe gibt –, können wir uns hier nicht amüsieren.«

»Ja denn muß ich wohl meinen Jungchens Bescheid geben, daß sie das Volk vor dem Kino nach Hause schicken«, meinte Endrigkeit bekümmert. »Das wird 'nen schönen Klamauk setzen! Die drängeln sich dort ja schon seit drei Stunden.«

Er ging für einen Augenblick hinaus, um einen der Männer zur Kirche zu schicken. Breuer stand auf und goß sich eine Tasse Kaffee ein. Die beiden Stücke Kuchen, die Unteroffizier Herbert vorsorglich beiseitegestellt hatte, machten ihn gesprächiger.

»Viel Besonderes gab es eigentlich nicht«, nahm er seinen Faden wieder auf. »Die Rumänen haben recht gehabt mit ihren Befürchtungen. Der russische Großangriff ist nun doch gekommen. Die rumänische Kavallerie vor uns hat sich tadellos gehalten, obwohl sie ziemlichen Artilleriezunder bekamen. Aber weiß der Henker, was eigentlich im linken Nachbarabschnitt los ist. Es war so verdächtig ruhig da drüben. Kallweit ist mit seinen Panzern den ganzen Nachmittag dort im Hintergelände herumkutschert: Von der deutschen Kampfgruppe, die da stehen soll, kein Stück zu finden, dafür aber eine breite Panzerspur von Norden nach Süden! Was sagt der General dazu? – ›Quatsch!‹... Wir erkennen vorn im Nebel eine Panzeransammlung, so dreißig bis vierzig Stück. Zwei Dinger setzen sie uns vor den Bug, daß dem General die Mütze herunterfällt. ›Russen!‹ erlaube ich mir zu bemerken. Was sagt der General? – ›Quatsch!‹ Er hat überhaupt nur noch eine Antwort: ›Quatsch!‹ – Sie hätten mal hören sollen, wie Unold getobt hat, als er fort war. ›Mit Verrückten kann ich nicht arbeiten!‹ schrie er vor allen Leuten.«

»Meinen Sie denn, daß die Sache da oben gefährlich werden kann?« fragte Hauptmann Endrigkeit. Breuer zuckte mit den Schultern.

»Unold macht sich erhebliche Sorgen, vor allem weil keine vernünftige Verständigung mit den Rumänen und dem Panzerkorps möglich war. Unsere Kampfgruppe auf 218 ist jedenfalls auf alles vorbereitet. Oberst Lunitz hat für die Nacht einen Igel gebildet mit 8,8-Flak, dazwischen leichte Flak. Da kommt auch im Dunkeln kein Panzer heran.«

»Nun, Herr Oberleutnant«, meinte Fröhlich, »so ein paar durchgebrochene Panzer im Hinterland, das ist ja nichts Neues für uns. Die kurven da ein paar Tage herum und stiften Unruhe. Und dann geht ihnen der Sprit aus, und sie werden ausgeräuchert.«

Der Oberleutnant zog sich die Jacke aus.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Hauptmann«, wandte er sich an Endrigkeit und schüttelte ihm die Hand zum Abschied, »aber ich bin hundemüde.«

»Na dann träumen Sie man schön vom Rembrandtfilm«, wünschte der Hauptmann, während er in seinen Schafpelz kroch, »damit Sie wenigstens einen kleinen Ersatz haben für den mißglückten Kientopp!«

Es ist tiefe, stockfinstere Nacht. Auf der Straße von Manojlin rast ein Motorrad ins Dorf hinein. Grell springt der Lichtkegel über Zäune und Hauswände.

»Halt! Parole!«

Die Maschine stoppt kurz ab, stürzt um, der Scheinwerfer erlischt. Jemand rafft sich auf und läuft auf den Posten zu.

»Liegt hier der Stab?« keucht es atemlos.

»Hier liegt der ›Ia‹«, antwortet der Posten mißtrauisch. »Aber wer ist denn da?« Er kann in der plötzlichen Finsternis nichts erkennen. Doch schon stürzt der Fremde an ihm vorbei in das Haus hinein. Der Schreiber vom Dienst fährt von seinem Sitz hoch und starrt auf den späten Eindringling, der nach Luft jappend an dem Pfosten lehnt und jeden Augen-

blick zusammenzubrechen droht. Ein noch junger Wachtmeister ist es, ohne Mantel und Kopfbedeckung, abgerissen und über und über mit Schmutz beschmiert. Das Haar hängt ihm wirr in die Stirn, am Kopf klafft eine blutende Wunde.

»Der ›Ia‹«, stößt er hervor, »ich muß den ›Ia‹ sprechen!«

Hauptmann Engelhard, der noch über seiner Arbeit gesessen hatte, steckt den Kopf durch die Tür.

»Was ist denn los hier?«

»Die Russen, Herr Oberleutnant, die Russen!« keucht der Mann und sackt nun wirklich zusammen. Engelhard kann ihn gerade noch auffangen und hilft ihm auf einen Stuhl.

»Nun beruhigen Sie sich erst mal, Mann«, sagt er und gießt dem Erschöpften einen Kognak ein. Der führt das Glas kraftlos mit zitternden Händen zum Munde und gießt noch ein zweites hinterher. Langsam beruhigt er sich und kann jetzt verständliche Angaben machen. Auch Unold, einen Mantel über dem seidenen Schlafanzug, ist inzwischen dazugekommen.

»Wo kommen Sie denn eigentlich her?« fragt er.

»Aus Manojlin, Herr Oberleutnant. In Manojlin sind die Russen!« Unold und Engelhard sehen sich an.

»In Manojlin?« fragt der Oberleutnant. »Das ist doch wohl nicht gut möglich!«

Hauptmann Engelhard mahnt durch eine bittende Handbewegung zu Ruhe und Mäßigung.

»Erzählen Sie einmal ruhig der Reihe nach«, begütigt er.

Der Wachtmeister ringt noch immer nach Worten.

»Wir lagen im Bett, völlig ahnungslos... Plötzlich ein Krach, die ganze Decke uns auf den Kopf... und schon brennt der Kasten... Ich zum Fenster raus ins Freie! Dort war der Teufel los. Das halbe Dorf in Flammen! Überall knallt es, alles rennt wie wild durcheinander. Dazwischen russische Panzer... sie schossen in die Häuser... Unsere Gäule vom Pferdelazarett rasten umher... ein Teil war aus den brennenden Ställen nicht mehr herausgekommen. Sie schrieten... schrieten... Es war schrecklich.«

Der Mann rutscht erneut in sich zusammen. Ein weiterer Kognak bringt ihn wieder hoch.

»Wieviel Panzer waren es etwa?« fragt Unold. Der Wachmeister überlegt.

»Vielleicht sechs, acht... vielleicht auch zwanzig«, sagt er unentschlossen. »Die ich erkennen konnte, waren alle T 34.«

»Auch Infanterie dabei?«

»Ja, auch Infanterie!«

»Wieviel etwa?«

»Das kann ich nicht angeben. Sie hatten alle Maschinenpistolen.«

»Na schön«, sagt der Oberstleutnant abschließend. Engelhard führt den jetzt völlig teilnahmslosen Mann, dessen Kopfwunde wieder stärker blutet, in eine Seitenkammer.

»Nun ruhen Sie sich erst einmal aus! Sie bleiben heute hier, vielleicht brauchen wir Sie noch. Ich lasse einen Arzt kommen, der Sie verbinden wird. Und morgen werden wir weitersehen.« Er folgt dem Oberstleutnant in das Nebenzimmer. Unold steht über die Karte gebeugt. Er ist sehr bleich, in seinen Augen irrlichtet es. Erst jetzt scheint ihm die ganze Tragweite des Gehörten aufzugehen.

»Ja Menschenskind, sehen Sie sich das einmal an! Manojlin, fast 30 km hinter der Front! Das ist ja ein fürchterliches Loch! Wie hat denn so etwas bloß passieren können! Das ist ja gar nicht mehr zu kitten!«

»Der Mann steht zweifellos unter dem Eindruck der Panik«, meint Engelhard. »Außerdem verstärkt die Nacht alle Sinnesindrücke. Vielleicht ist es nur eine Handvoll durchgebrochener Panzer mit ein paar aufgesessenen MPi-Schützen, die im rückwärtigen Gebiet Unruhe stiften wollen.«

Der Oberstleutnant schüttelt den Kopf. »Glaube ich nicht, Engelhard. Nein, nein, da ist irgendeine tolle Schweinerei passiert.« Er greift nach dem Lineal.

»Manojlin, das sind rund 15 km bis hierher. Glatte Straße... Und dazwischen steht nichts!« Er blickt auf, blaß wie der Tod. »Wenn die nach Osten abdrehen, sind sie in einer halben Stunde hier! Und hier im Westteil haben wir sie zuerst auf dem Halse! Alarmieren Sie sofort das gesamte Stabspersonal und verständigen Sie die Ortskommandantur! Es muß

schnellstens eine behelfsmäßige Ortsverteidigung organisiert werden!«

Der Alarm weckte Breuer aus tiefem Schlaf. Er hatte keine Ahnung, was eigentlich los war, vermutete aber beim ›Ia‹ große Aufregung und wußte aus Erfahrung, daß man Unold in solchen Augenblicken besser nicht über den Weg lief. Deshalb entschloß er sich, zur Nachrichten-Vermittlung hinüberzugehen. Dort war immer etwas Neues zu erfahren, und außerdem konnte er sich gleich persönlich vergewissern, ob die Ic-Abendmeldung an das Korps schon hinausgegangen war.

Im Zimmer des »Leiters des Nachrichtenbetriebes« traf er auf Leutnant Wiese.

»Was, Wiese, Sie hier?« sagte er erfreut und erstaunt zugleich und schüttelte dem Kameraden herzlich die Hand.

»Warum so erstaunt, Herr Breuer?« erwiderte der Leutnant lächelnd. »Ich habe doch schon seit gestern hier die Leitung des Betriebes! Wußten Sie denn das nicht?«

»Also Sie sind L. d. N. geworden?« bedauerte Breuer. »Das ist schade, sehr schade... Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, mein Lieber«, fuhr er eifrig fort, als er Wieses verwunderten Blick bemerkte, »ich freue mich natürlich für Sie. Aber ich hatte jetzt Unold glücklich so weit, daß er mit Ihrer Versetzung als ›O3‹ zum Stabe einverstanden war. Es war ja doch auch in Ihrem Sinne... Aber daraus wird nun wohl nichts werden. Schade, wirklich schade!«

»Was sind Erwartungen, was sind Entwürfe!« parodierte der Leutnant.

»Wer weiß überhaupt, ob der ›Ia‹ sein Einverständnis dazu aufrechterhalten hätte. Bei der jetzigen Lage...«

»Ja richtig!« besann sich Breuer, »wissen Sie etwas Neues? Was bedeutet dieser Alarm?«

»Noch nichts gehört. Vielleicht ein Probealarm. Am Abend kam nur ein kurzer Funkspruch vom Panzerkorps, daß die Division ab heute null Uhr wieder dem XI. Armeekorps untersteht.«

»Merkwürdig«, meinte der Oberleutnant.

»Um übrigens noch einmal auf die ›03‹-Sache zu kommen, es tut mir wirklich leid, daß nun wahrscheinlich nichts daraus wird... Wissen Sie, ich denke noch oft an den schönen Sonntagnachmittag in Ihrem Bunker bei Gorodischtsche, als Sie uns die Gedichte von Hofmannsthal und Rilke vortrugen.«

Das blasse Gesicht des Leutnants hellte sich seltsam auf. Mit einem verlorenen Lächeln, in dem ein wenig Selbstverspottung leise mitklang, sprach er:

*»Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele...«*

Ja, Sie haben recht, es war ein schöner Tag. Übrigens habe ich ein neues Rilkebändchen bekommen. Meine Braut hat es mir neulich geschickt. ›Geschichten vom lieben Gott‹. Einige spielen in Rußland. Eine wunderbar schlichte Frömmigkeit, die manchmal an Tolstoj erinnert. Es ist ein Buch, um den russischen Menschen daraus liebzugewinnen. Wenn wir mal wieder Ruhe haben, sollen Sie es lesen.«

»Das ist nett von Ihnen«, sagte Breuer erfreut, er habe den Anlaß seines Besuches ganz vergessen.

»Ja, Rußland, mein Lieber! Als Junge träumte ich schon davon, von der Weite und Jungfräulichkeit dieses Landes. Ich glaubte immer, es könne hier nur grüne und violette Farben geben. Wie oft saß ich damals schon an den Ufern der Wolga...«

»Unsere Träume und ihre Erfüllung!« erwiderte der Leutnant trübe. »Jetzt haben wir die Erfüllung. Und wir würden Gott danken, wenn wir sie nicht hätten.«

Früher einmal hatte der Divisionsstab zu seinem Schutze über eine richtige Infanterieeinheit verfügt, die den stolzen Namen »Stabskompanie« trug. Stalingrad, das solchen Luxus nicht zuließ, hatte ihrem Dasein ein Ende bereitet. Seitdem gab es eine Alarmeinheit, die sich aus den nicht völlig »unabkömm-

lichen« Schreibern, Fourieren und Ordonnanzen zusammensetzte und im Notfall zu den Waffen gerufen wurde. Dieser Notfall war jetzt erstmalig eingetreten. Die etwa achtzig Mann hatten ein paar hundert Meter vor dem Westausgang des Dorfes beiderseits der Straße nach Manojlin Stellung bezogen. Die Männer, zumeist vom Schliff des preußischen Kommiß nur flüchtig berührt und dem Waffenhandwerk durchweg abhold, hatten zuerst tüchtig geschimpft über die alberne Störung der Nachtruhe, waren aber bald sehr still geworden, als Feldwebel Harras pro Kopf zwanzig scharfe Patronen zusätzlich ausgegeben ließ und ihnen erklärte, daß nunmehr endlich der Augenblick gekommen sei, wo auch die »alten Schreibstubenbullen« einmal beweisen könnten, ob sie überhaupt etwas vom Geiste wahren Soldatentums in den Knochen hätten.

Hauptmann Fackelmann, Reserveleutnant aus den letzten Tagen des ersten Weltkrieges und Inhaber eines Möbelgeschäftes in Wismar, hatte in seinem friedfertigen Beruf weder Zeit noch Lust zu weiterem Soldatenspiel gefunden und war deshalb zu Beginn des neuen Krieges in die drittrangige und wenig geachtete Klasse der »Offiziere z.V. (zur Verwendung)« eingereiht worden. Sehr erfreut darüber, daß diese Einstufung seine Ahnungslosigkeit in Dingen des »Infanterismus« gewissermaßen legitimierte, überließ der Hauptmann alle Angelegenheiten des Truppendienstes bereitwillig seinem »Hauptfeldwebel diensttuer«. Der Mann, der diese geniale Wortschöpfung des OKW als Dienststellenbezeichnung führte, war Feldwebel Harras. Von der Sekunda einer Oberschule abgehend, hatte er sich langfristig zur Wehrmacht verpflichtet in der Hoffnung, Offizier zu werden. Obwohl der wasserstoffblonde junge Mann mit der eindrucksvollen Sportfigur allen diesbezüglichen Anforderungen zu entsprechen schien, war er dennoch zweimal durch die Offiziersprüfung durchgefallen.

Niemand wußte so recht, warum. Als der Krieg kam, rechnete er damit, durch Bewährung an der Front das Ziel, von dem er besessen war, zu erreichen. Doch seine Verwendung beim Stabe hatte auch diese Rechnung bisher durchkreuzt. Nichtsdestoweniger bemühte sich Feldwebel Harras schon

jetzt, seinem Ideal im Rahmen des Möglichen nahezukommen. Er trug elegante Reitstiefel, eigene Hose mit Wildlederbesatz und eine Offiziersfeldmütze, aus der er den Silberstreifen herausgetrennt hatte. Auch seine Sprechweise hatte jenen zackigen, etwas näselnden Ton angenommen, den er für offiziermäßig hielt. Sein ewiger Ruf »Alles mal herhör'n!«, in dem er aus Vornehmheit die »r« wegließ, war im Divisionsstab ein geflügeltes Wort geworden und hatte ihm bei den Soldaten den Spitznamen »He-hö« eingetragen.

Heute nun fühlte Feldwebel Harras seine große Stunde gekommen. Die lange herbeigesehnte Gelegenheit, sich durch Tapferkeit und Führungskunst auszuzeichnen, war da. Durch einen blitzsauberen Stahlhelm, einen Feldstecher, zwei Handgranaten im Koppel und eine Maschinenpistole hatte er sich entsprechend darauf vorbereitet. Aufgeregt ging er mit der Taschenlampe von Mann zu Mann und erteilte noch einige letzte Belehrungen.

»Mal herhör'n! Es schießt keiner ohne Befehl! Ruhig rankommen lassen, so auf zwanzig, dreißig Meter, und dann nichts wie hinein! Und wenn die Burschen ins Laufen kommen, dann Seitengewehr aufgepflanzt und nach!«

Er blieb stehen, seine Augen wurden rund.

»Wo haben Sie denn Ihr Seitengewehr, Sie Pflaume!« La-kosch, der anscheinend völlig vertieft an seinem Maschinen-gewehr gefingert hatte, guckte sich erst dumm um und erhob sich dann schwerfällig. In seinen weiten Übermantel völlig vergraben, einen dicken Wollschal um den Kopf, blinzelte er mit dem dümmsten Gesicht, dessen er fähig war, in die Taschenlampe.

»Ich, ich...«, er bekam einen Hustenanfall, »ich... ich... es ist im Wagen, Herr Feldwebel!«

»Ach, sehen Sie mal an, im Wagen!« sagte Harras gedehnt. »Natürlich die feinen Herren Kraftfahrer!... Sie sind hier Infanterist, Sie trauriger Sack!« brüllte er plötzlich. »Infanterist, wissen Sie, was das heißt? Die Infanterie ist die Krone aller Waffen!... Ein Infanterist ohne Seitengewehr! Sie melden sich morgen vormittag auf Schreibstube. Drei Tage sind Ihnen sicher!«

Er vermerkte den Fall in seinem berüchtigten Notizbuch, das in rotbraunes Kalbleder gebunden stets zwischen den Brustknöpfen seines Mantels steckte, und ging weiter. Lakosch, in den Schnee zurücksinkend, murmelte ein deutliches »Armleuchter« und probierte erneut den Verschuß des Maschinengewehrs aus. Er war einer der wenigen, die an dieser Waffe notdürftig ausgebildet waren, und Harras hatte ihm deshalb eines der beiden MG 34 anvertraut, über die der Stab verfügte. »Schütze zwei«, der den Patronengurt zuzuführen hatte, war Geibel. Ihn hatte man erst vor zehn Wochen aus seinem Laden in Chemnitz herausgeholt und nach acht Tagen Ausbildung beim Feldersatzbataillon direkt zum Divisionsstab versetzt. Für ihn war ein Maschinengewehr ein Buch mit sieben Siegeln.

»Was wird denn nun, wenn Panzer kommen?« fragte er voll tiefer Unruhe. »Kann man mit diesem Ding überhaupt etwas dagegen machen?«

»Klar!« sagte Lakosch. »Man muß nur auf die Sechschlitze schießen.«

Geibel hatte nur eine dunkle Vorstellung davon, was Sechschlitze sind.

»Kann man die denn nachts überhaupt erkennen?« zweifelte er.

»Wenn nicht«, erklärte Lakosch mit der Herablassung des Fachmanns, »machst die Klappe auf und wirfst eine Handgranate hinein.«

»Aber wir haben doch gar keine Handgranaten!« sagte Geibel immer besorgter.

»Dann schmeißt du eben was anderes hinein, einen Ziegelstein oder so! Das verwirrt die Leute, und dann kommen sie schon heraus. Oder du kannst auch dein Seitengewehr in die Gleisketten stoßen. Dann fährt der Panzer immer im Kreise herum, bis ihm der Sprit ausgeht.« Geibel blinzelte zweifelnd nach der Seite. Er wußte bei Lakosch nie genau, ob der es ernst meinte.

Stunden vergingen, ohne daß sich irgendetwas ereignete. Es mochte schon nach vier Uhr morgens sein. Dem naßkal-

ten Nebel dieses verworrenen Tages war Schneetreiben gefolgt. Der nächtliche Aufenthalt im Freien war alles andere als angenehm. Die Männer hatten keine Winterkombinationen, auch Filzstiefel waren noch nicht ausgegeben. So froren sie bald jämmerlich in dem wässerigen Schnee, dessen Feuchtigkeit selbst durch die gefütterten Übermäntel durchschlug, und die Stimmung sank auf den Nullpunkt. Feldwebel Harras stand an der Straße und spähte durch den Feldstecher angestrengt in das Dunkel. Mit einmal glaubte er in der Ferne Stimmen zu hören. Er lauschte angespannt, sein Herz klopfte heftig. Da wieder! Das waren Stimmen. Und jetzt vernahm er auch die anderen unverkennbaren Geräusche einer marschierenden Kolonne. Kein Zweifel, sie kamen! Wie viele mochten es sein? Eine Kompanie, ein Bataillon? –

»Stellung!« befahl er halblaut. Heisere Stimmen, schwer von Erregung, raunten den Befehl weiter von Mann zu Mann. »Standvisier!« Harras war entschlossen, den Gegner (und mochte es auch ein ganzes Regiment sein) auf nächste Entfernung herankommen zu lassen und ihn dann mit einem plötzlichen Feuerüberfall zusammenzuschießen. Die Geräusche wurden deutlicher. Zwischen den Stimmen jetzt auch das Klappern von Kochgeschirren und Waffen. Der Gegner schien sorglos zu sein. Unerträglich die Spannung – Da! Für Augenblicke gab eine Lücke in dem spärlicher treibenden Schnee eine dunkle Gruppe von Menschen frei. Sie waren schon nah! Harras konnte kaum das Glas an den Augen halten, so zitterten ihm die Hände.

»Achtung!« zischte er und hob die Hand... Plötzlich ließ er den Feldstecher sinken. »Nicht schießen!« brüllte er. »Absetzen!« Er hatte durch das Glas die weißen Fellmützen erkannt. Es waren Rumänen. –

Feldwebel Harras, aus den Himmeln heroischer Träume in eine allzu nüchterne Wirklichkeit geschleudert, durfte sich vor seinen Leuten keine Blöße geben. Er tat, als ob er nie etwas anderes erwartet hatte, hielt das erbarmungswürdige, führerlose Häuflein an und unterzog es einem strengen Verhör. Die Rumänen kamen nicht von Manojlin, sondern von der Front

der 1. rumänischen Kavalleriedivision. Dort war, nachdem die Russen am Abend ganz unerwartet auch von der Flanke und vom Rücken her angegriffen hatten, alles in Auflösung. Aber hier auf dem Wege? Nein, da hatten sie keine Russen getroffen.

Der Rest der Nacht verlief ohne weitere Zwischenfälle. Gegen Morgen wurde die Alarmgruppe von anderen Einheiten abgelöst, welche die Kommandantur aus den im Ort liegenden Trossen zusammengestellt hatte. Müde und zerschlagen wankten die Männer ihren Quartieren zu. Auch Feldwebel Harras hatte viel von seiner Strammheit eingebüßt. Er begrub wieder einmal seine Hoffnungen. Auch hatte er eingesehen, daß für einen nächtlichen Aufenthalt in Nässe und Kälte dünne Reitstiefel, mochten sie auch noch so elegant sein, nicht ganz das Richtige waren und daß der Krieg überhaupt gewisse Schattenseiten hatte.

Seit den Morgenstunden fiel dicker Schnee. Seit dem Morgengrauen zogen die Rumänen durch das Dorf. Die schweren Flocken häuften sich auf den schwarzen und gelben Lammfellmützen, sie klebten an den erdbraunen Mänteln und hafteten feucht und kalt auf struppigen Bärten und wilden Augenbrauen. Einzeln kamen sie oder in kleinen und größeren Trupps, müde, elend und ohne Worte. Hier hing wohl noch ein Gewehr über einer kraftlosen Schulter, dort klapperte ein einsames MG auf Rädern hinter einem Paar stolpernder Füße her, zumeist aber hatten sie sich allen Ballastes, der nicht gegen Kälte oder Hunger schützte, entledigt. Waffen, Gasmasken, Stahlhelme, nackt noch und farbig oder schon halb von der schneeigen Weiße verschlungen, säumten die Straße, aus Blechkästen quollen die prallen Patronengurte. Die wunden Füße in Fetzen und Sacktuch verpackt, schlich es dahin, humpelte an Stöcken, schleppte zerschossene Glieder unter schmutzstarrenden Verbänden mit. Glückliche, wer sich ein Pferd greifen konnte und nun auf knöchigem Rücken allein oder zu zweit dahinschaukelte. Glücklicher, wer auf einem der

kreischenden Panjekarren Ruhe gefunden hatte auf Kosten der mißbrauchten Pferdekreatur, die unter Prügelei und Schreien sich selbst und das überlastete Gefährt vorwärtsquälte. Immer dichter und unaufhaltsamer wurde der Strom, immer unwirklicher, unwahrscheinlicher, spukhafter in den grotesken Formen seiner Auflösung. Hatte Napoleons geschlagene Grande Armée Auferstehung gefeiert?

Unteroffizier Herbert stand mit Fröhlich am Fenster und sah entgeistert auf den Elendszug, der draußen vorbeizog.

»Das ist ja schrecklich«, sagte er. Daß uns so was passieren muß!«

»Uns?« empörte sich Fröhlich. »Wieso denn uns? Sehen Sie nicht, daß das Rumänen sind? Uns kann so was überhaupt nicht passieren!«

In dem Heerbann der Flüchtenden lebte nur ein Wunsch: Essen und schlafen! Wie Ungeziefer drang das Elend in die Bauernhäuser, in Schuppen und Ställe. Aber das Dorf, wie ein schon übersättigter Schwamm, war bei weitem nicht in der Lage, diesen unverhofften Menschenstrom aufzusaugen. Vor dem Krankenhaus, dem Verpflegungslager stauten sich die Massen. Wen seine Beine noch trugen, der zog weiter nach Süden und Osten, fort, nur fort aus dem Bereich der russischen Panzer und Stalinorgeln.

Der Strohschuppen auf dem Hof des Ic-Hauses, in dem die russische Familie hauste, war vollgepfropft mit Rumänen. Breuer hatte auch den Vorflur seines Hauses freigegeben. Er hoffte, so etwas von den Ereignissen an der Front zu erfahren. Vergebens. Die Leute hörten ihn nicht einmal. So wie sie standen, sanken sie zu Boden, lagen übereinander und schnarchten. Wer in das Haus hineinwollte, mußte über einen Berg von Armen und Beinen hinwegsteigen, ohne daß die Getretenen einen Laut von sich gaben. Die auftauenden Kleider, Stiefel und Verbände verbreiteten einen bestialischen Gestank. Lakosch und Geibel standen draußen am Zaun, um weiteren Zugang zu verhindern.

»Nix, nix! Komplett, komplett!« riefen sie in jener aus dem Verkehr zwischen Russen, Rumänen, Deutschen, Italienern

und anderen Völkerschaften erwachsenen und überall hinreichend verstandenen Einheitssprache und schoben die Eindringenden wieder auf die Straße.

»Alle Fremdenzimmer besetzt!« fügte Lakosch erläuternd hinzu.

»Siehst du«, unterwies er Geibel, »denen gefällt der Krieg nicht mehr. Die gehen jetzt alle nach Hause.«

»Von wegen nach Hause!« erwiderte Geibel. »Übrigens werden wir ja nun wohl auch nicht nach Hause kommen«, setzte er bekümmert hinzu. Er dachte an seine Frau, die nun die Sorgen um das Geschäft allein zu tragen hatte. Und der kleine Ernst war doch erst einen Monat alt!

»Wieso nicht?« fragte Lakosch erstaunt.

»Na wenn die hier alle abhauen, muß doch einer das Loch in der Front zumachen! Und da wir nun gerade mal hier sind, wird man uns ja wohl da hineinstecken!«

»Kerl!« rief Lakosch. »Du hast das Zeug zum Strategen! Paß auf, dich machen sie noch zum General! – sieh mal den Rennreiter dort!« unterbrach er sich und zeigte auf einen Rumänen, der, den Stahlhelm schief auf dem Kopf, mit bloßen Füßen auf einer Kuh daherritt. Geibel riß einen halbvermoderten, hartgefrorenen Sack vom Boden los und warf ihn dem Reiter zu. Der fing ihn geschickt auf und das mit einer chevalresken Geste. Großer Lärm unten auf der Hauptstraße. Eine Kaskade reiterloser Pferde, je vier bis sechs aneinandergeschnallt und von einem Troßknecht geführt, rast von Norden her in das menschenvolle Dorf hinein. Pferde, blankes Entsetzen im geweiteten Auge, steigen hoch, prallen gegen klirrende Kraftwagen, gleiten auf stiebenden Hufen aus und reißen die anderen mit. Knäuel von Tier- und Menschenleibern wälzen sich am Boden. Gellendes Wiehern, Schreie, Stöhnen, kopflose Feldgendarmarie schießt aus Maschinenpistolen in die Luft, die Panik ist vollständig. Vor und in den Räumen der Ortskommandantur drängten sich die Pelzmützen, denn hier roch es nach Ordnung und Essen. »Nur geschlossene Gruppen unter Führung eines Offiziers erhalten Verpflegung!« war deutsch und französisch auf die Tür geschrieben. Aber wer verstand das? Der

dicke Ortskommandant verzweifelte schier. Er war vom vielen Schreien schon völlig heiser.

»Nix kuschait, nix manger!« krächzte er. »Kolonn mit Offizier kuschait! Sonst nix kuschait!« Ein kleiner dunkelhäutiger Offizier in kurzem Pelz, blanke Juchtenstiefel an den säblichen Beinen, die Feldmütze schief auf dem schwarz glänzenden Haar, prügelte sich mit der Reitgerte von hinten durch die Herumstehenden.

»Gestatten, Rittmeister Popescu, servus!« Er reichte dem dicken Hauptmann eine behandschuhte Rechte über den Tisch. »Ich brauchen sogleich Stall und Hafer und Heu für meine fünfhundert Pferde von erste Kavallerie-Division!«

Dem Hauptmann blieb sozusagen die Spucke weg. Er hatte schon lange die Schnauze voll. So einer mit Reitpeitsche hatte ihm gerade noch gefehlt!

»Ja, bester Herr, wie denken Sie sich das?« würgte er hervor. »Sie sehen doch, was hier los ist! Was gehen mich Ihre Gäule an!«

Der Rittmeister fuchtelte mit der Reitgerte und fluchte erst eine Weile auf rumänisch. Das waren sie nun, die Herren Bundesgenossen: Erst ein großes Maul, und wenn es ernst wurde, dann ging sie das alles nichts an! Auch ihm reichte es, lange schon! Seit gestern war das Faß am Überlaufen. Endlich fand sein Groll auch auf deutsch einen Ausfluß.

»Meine Pferde haben gekämpft!« schrie er. »Für wen haben sie? Für Hitler! Für Deutschland! Und jetzt sie sollen verhungern und verfrieren?«

Auch der Hauptmann kam nun auf Touren.

»Ich bin Ortskommandant, Herr! nur kein Zirkusdirektor!« rief er mit der ganzen Lautstärke, die seine Stimme noch zuließ. »Schlachten Sie lieber Ihre Viecher und geben Sie Ihren Leuten was zu fressen!«

Er ahnte nicht, wie sehr er in diesem Augenblick zum Propheten geworden war. Der kleine Rittmeister verfärbte sich. Seine kostbaren Pferde, diese Wunder der Züchtung – Viecher? Diese edlen Geschöpfe, jedes für sich ein Kapital, an die dreckigen Bauern verfüttern? Dieser Vorschlag war mehr als

Kannibalismus – das war Gotteslästerung, möglich aus dem Munde eines Barbaren!

»Das ist ungehört, Herr!« kreischte er. »Ungehört! Ich werde anwenden Gewalt, Sie verstehen? Gewalt! Ich werde requirieren alles... alles!« Er verschwand fluchend in der Menge.

»Viel Vergnügen!« rief der Hauptmann ihm nach. Genau wie Fröhlich dachte er: Was gehen uns eigentlich diese Schweinetreiber an?

Im Zimmer des »Ia« ging der General mit langen Schritten auf und ab. Oberstleutnant Unold stand, die Fäuste auf den Tisch mit der großen Karte gestützt, und sah durch das Fenster hinaus ins Leere. Sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, die scharfen Falten in den Mundwinkeln schienen sich vertieft zu haben. In plötzlichem Entschluß drehte er sich um.

»Herr General müssen den Befehl zum Rückzug geben!« sagte er bestimmt. »Die Flak steht auf der Höhe ohne jede infanteristische Unterstützung. In kurzem wird sie sich verschossen haben und ist dann verloren. Schon jetzt ist die Höhe von drei Seiten eingeklammert. In einer halben Stunde kann es zu spät sein!... Wahrscheinlich ist es schon zu spät«, setzte er nervös hinzu.

»Ich brauche Ihre Belehrungen nicht, Unold!« antwortete der General gereizt. »Ich habe Ihnen bereits mehrfach erklärt, daß ich den Befehl nicht gebe. Die Höhe muß und wird gehalten werden. Sie kennen doch den Führerbefehl!«

»Der Befehl, der die Zurücknahme selbst kleinerer Verbände von der Genehmigung des Führers abhängig macht – falls Herr General diesen Befehl meinen –, ist aus den besonderen Verhältnissen des vergangenen Winters geboren. Wir haben keine Veranlassung, uns heute noch daran gebunden zu halten.«

»Soll das etwa eine Kritik sein?« brauste der General auf. »Jeder Führerbefehl ist für mich heiliges Gesetz, verstehen Sie, heiliges Gesetz!« Den Großen gläubig, erkannte Unold in seinem Bereich allein die eisernen Gesetze der militärischen Taktik an. Da gab es für ihn nur den Rechenstift und die helle

klare Überlegung. Seine Lippen bebten, als er jetzt antwortete: »Meine Verantwortung als erster Generalstabsoffizier gebietet mir, mit allem Nachdruck zu erklären, daß das sture... jawohl, sture Behaupten der Höhe 218 ein militärischer Unsinn ist! Der russische Vormarsch wird dadurch nicht aufgehalten.«

Der General blieb vor Unold stehen und schüttelte die geballten Fäuste.

»Meinen Sie, daß ich vor das Kriegsgericht will, Herr?« Unolds Gesicht wurde wie Stein, nur seine Augen flackerten gefährlich.

»Es geht hier nicht um das Schicksal von Herrn General«, sagte er scharf, »ebensowenig wie um meines oder das irgendeines anderen Soldaten. Es geht einzig und allein um die Erfüllung unserer militärischen Aufgabe. Dafür ist auch mir kein Opfer zu hoch. Die kurzsichtige Befehlsgebung von Herrn General aber gefährdet nicht nur die Durchführung dieser Aufgabe, sondern kann uns in eine geradezu katastrophale Lage bringen. Herr General geben eine ganze Artillerieabteilung mit wertvollem Gerät, vor allem mit acht 8,8-Flakgeschützen, die wir jetzt hier schon bitter nötig haben, der völligen Vernichtung preis! Wofür? Für nichts... für nichts und wieder nichts!«

»Für nichts und wieder nichts? Der heldenhafte Kampf der Abteilung bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone wird der Division für alle Zeiten ein leuchtendes Beispiel sein!«

Der Oberstleutnant verlor jede Fassung. Solche Worte im Munde dieses Schwätzers. Hier maßte ein Scharlatan sich die heiligen Rechte des Genies an! Wie ein Sturm brach es aus ihm heraus. Seine Faust fuhr auf den Tisch, daß die Bleistifte durcheinandersprangen.

»Ich mache diesen Schwindel nicht mehr mit!« schrie er. »Entweder es wird hier geführt, wie man es als militärischer Führer verantworten kann, oder es werden große Gesten gemacht und Phrasen gedroschen!... Aber damit verlieren wir den Krieg, Herr General!«

Das Gesicht des Generals wurde dunkelrot und und darunter violett, weiß und häßlich quollen seine geäderten Augen hervor, er öffnete den Mund wie ein Fisch, der nach Luft

schnappte. Das gibt einen Schlaganfall, dachte Unold. Nur er dachte: Hoffentlich! Doch ganz plötzlich floß das pralle Blut ab und ließ einen schlaffen, gelblichen Hautsack zurück, der General sank auf einen Stuhl, rutschte in sich zusammen und barg seinen Kopf in den Händen. Nach einer langen Weile blickte er auf. Er sah aus wie ein ausgewrungenes Handtuch. Mit völlig veränderter Stimme fragte er »Haben Sie nicht einen Kognak, Unold? Mein Nervenreißen ist in letzter Zeit wieder entsetzlich geworden. Ich glaube, ich muß einmal gründlich ausspannen.«

Er stand langsam auf, strich sich mit der Hand über die Augen und griff nach seiner Mütze. »Sagen Sie Lunitz«, sprach er im Hinausgehen gegen die Tür, »er soll machen, was er will... Es ist ja alles sinnlos –«

Der Oberstleutnant sah ihm mit einem Blick kalter Verachtung nach. Dann griff er zum Hörer, um dem Artilleriekommandeur, Oberst Lunitz, den Befehl zur sofortigen Aufgabe der Höhe 218 durchzugeben. Die Verbindung war unterbrochen.

III. Kapitel: Rückzug – nach Osten!

Der Divisionsstab war auf der Flucht! Anders jedenfalls konnte man den überstürzten Aufbruch von Businowka kaum nennen. In den Morgenstunden, nach den ersten russischen Artilleriesalven, hatte Oberstleutnant Unold an die Abteilungen des Stabes den Befehl durchgegeben, sofort auf beliebigem Wege abzurücken und in einem Dorf wenige Kilometer ostwärts zu sammeln. Einige Fahrzeuge waren schon am Zielort eingetroffen. Sie hielten auf der Dorfstraße.

Über Nacht hatte starker Frost eingesetzt. Unter einem scharfen Ostwind waren auf den Scheiben der Bauernhäuser dicke Eisblumen erblüht. Die Offiziere und Soldaten, die an den Fahrzeugen herumstanden, waren tief verstört. Die Division kannte nur siegreichen Vormarsch und schwere, verlustreiche, aber stets von Erfolg gekrönte Abwehrkämpfe. Und jetzt – Flucht? So etwas gab es doch gar nicht! Gestern noch hatte man die Rumänen bespöttelt... Man sah, spürte, erlebte eine erschreckende Wirklichkeit und konnte noch nicht an sie glauben. Und dann gab es da noch etwas: dieses kleine unscheinbare Wort »ostwärts«. Das saß fest, ganz tief unten irgendwo, wie eine Mine mit Zeitzündung – selbst Sonderführer Fröhlichs unverwüstliche Zuversicht war vorübergehend gelähmt. Sein Mund stand halb offen, die etwas hervorquellenden Augen in dem langknochigen Gesicht wanderten unstedet umher. Unter Endrigkeits eisverkustetem Schnurrbart hing wie sonst die halblange Pfeife hervor, doch sie war kalt. Und der Hauptmann merkte es nicht.

Unold lief aufgeregt an den Fahrzeugen entlang. Er war unrasiert, sein Gesicht fast so grau wie sein zerschlissener Ledermantel.

»Herrgott noch mal«, rief er, »wo steckt denn Fackelmann... und Siebel mit seinem Laden! – Auch Harras mit der Feldküche ist noch nicht da! Es ist doch zum Kotzen!... Wir müssen wei-

ter; jeden Augenblick können uns die Russen hier schnappen!«

Am Ende der Kolonne stand Breuers kleiner Wagen, davor der Mannschaftsomnibus. Unteroffizier Herbert war mit Geibel in einem der Häuser verschwunden, um sich aufzuwärmen. Breuer vertrat sich neben dem Wagen fröstelnd die Beine. Es hatte gestern abend noch Filztiefel gegeben. Aber die seinen, ein schönes Paar mit Lederkappen und -sohlen, waren ihm zu eng. Er hatte sie nicht anziehen können. Auch er war aufgewühlt durch das Unheil, das wie ein Gewittersturm hereingebrochen war. Blitzartig zogen noch einmal die Bilder des heutigen Morgens an ihm vorüber: die wild gestikulierenden Landser, die nach der ersten Stalinorgelsalve schreiend die Höhe hinabliefen; der gräßlich verstümmelte Rumäne im Hof, den ein Volltreffer in den Strohschuppen erwischt hatte; die jammernde Frau mit dem Kind auf dem Arm; der Blick des Russen, der sich mit dem Bündel in der Hand zur Flucht anschickte... ein Blick, der zu sagen schien: Siehst du, alter Freund, ich hab's ja gewußt! Das brennende Dorf, das Durcheinander hastender Menschen und Fahrzeuge auf der verqualmten, vom Einschlag der Granaten berstenden Straße; das Pferd, das mit aufgerissenem Bauch dahinraste, die Gedärme hinter sich herschleppend... Plötzlich mußte er auflachen. Er sah wieder den Oberstleutnant vor sich, am Boden seines Zimmers liegen, mit Kalk und Glasplittern besät, das Hinterteil eingefaßt von dem herausgeschleuderten Fensterrahmen, noch hörte er dieses unglaublich verblüffte »Donnerwetter, ich glaube, jetzt müssen wir fort!«.

Nur gut, daß es bei allem immer noch etwas zu lachen gab...

»Ihnen scheint es ja recht gut zu gehen, Herr Breuer!« riß ihn eine junge Stimme aus seinen Betrachtungen.

»Ach, Herr Dierk!« Er begrüßte den Offizier im weißen Tarnanzug, der auf seinen Filztiefeln lautlos herangeschlurft war. »Schöne Schiete, was? Haben Sie wenigstens Ihre Musspritzen alle herausgekriegt?«

»Na gewiß doch!« erwiderte der Leutnant, der den Vier-

lingsflakzug führte. »Aber ich selbst wäre beinahe kleben geblieben in diesen elenden Bottichen!«

Er zeigte auf seine neuen Filzstiefel, die ihm offensichtlich viel zu groß waren.

»Los, Mensch! Runter mit den Dingen!« rief Breuer.

»Vielleicht können wir tauschen.«

»Der General – wo ist der General! Hat jemand den General gesehen?« rief es vorn. Es war Unold, der wieder einmal die Kolonne entlanglief. Während Breuer noch mit einem bloßen Fuß auf der Straße herumhüpfte, kam er heran.

»Sie müssen gleich noch mal zurück, Breuer! Der General steckt sicher noch in Businowka. Sagen Sie ihm, daß wir nach Werchnaja Golubaja weiterfahren, und bringen Sie ihn möglichst gleich mit!«

Breuer zog den zweiten Stiefel an. Er klopfte Leutnant Dierk, der mit dem Tausch zufrieden war, auf die Schulter und schwang sich in seinen Wagen. Am Dorfausgang stieß er auf Hauptmann Fackelmann. Dessen Gesicht war kalkweiß, und die dicken Tropfen auf seiner Stirn waren dieses Mal Angstschweiß.

»Junge, Junge!« keuchte er. »Das war vielleicht ein Tanz! Bin ich doch den Kerls direkt in die Arme gefahren... Auf dreißig Meter waren sie schon heran mit ihren Gäulen! – Junge, Junge!« Er zeigte auf die Einschußlöcher in der Kühlerhaube. Auf dem Höhenrücken pffte der Wind und fegte Wirbel von Staubschnee vor sich her. In der Mulde rechts unten lag Businowka. Das Dorf brannte an mehreren Stellen. Etwas weiter vorn am Wege hatte eine 88.-Flak abgeprotzt. Unbekümmert um die Infanteriegeschosse, die vom gegenüberliegenden Hang herüberzwischerten, stand die Bedienungsmannschaft dabei, den Kragen hochgeschlagen, die Hände in die Manteltaschen vergraben. Lakosch steckte den Kopf zum Wagen heraus.

»Ist hier ein Wagen mit Divisionsflagge vorbeigekommen? Mit zwei Panzerspähwagen dabei?«

»Nee«, antwortete der Geschützführer, die brennende Zigarette im Mundwinkel. »Vielleicht haben wir aber auch nischt gesehen. Wir sind augenblicklich 'n bißchen abgelenkt.«

Breuer stieg aus. Er folgte dem Blick des Mannes, der starr geradeaus gerichtet war.

»Potz tausend«, entfuhr es ihm, »das sieht ja munter aus!«

Über den weißen Höhenkamm auf der anderen Seite des Dorfes quoll es wie Sirup. Ein dichter Schwarm russischer Kavallerie!

»Halb so schlimm, Herr Oberleutnant«, meinte der Geschützführer. »Den Spaß machen sie sich heute schon zum dritten Mal.«

»Ja wollt ihr denn da nicht ein paar Dinger hineinsetzen?«

»Erst mal abwarten, bis alle über den Kamm sind! Dann lohnt es wenigstens.«

Lakosch, den die Sache weit weniger aufregte als den Oberstleutnant, hatte inzwischen auch anderweitig Umschau gehalten.

»Da unten sind sie!« Er zeigte auf das brennende Verpflegungslager am Dorfeingang. Breuer erkannte die beiden Panzerspähwagen. Etwas abseits stand an einer Hauswand auch die Limousine des Generals. Lakosch ließ im Leerlauf den Weg zum Dorf hinunterrollen. Der General stand in seinem feldgrauen Innenpelz mit den weiten Aufschlägen mitten auf der Straße, den Biberkragen hochgeschlagen. Die verlassenen Fahrzeuge, die verstört vorbeihastenden Soldaten, die russischen Gefangenen, die herrenlos in der Gegend herumstreuten – das alles kümmerte ihn nicht. Auch nicht das Pfeifen der Kugeln und die Granaten des Flakgeschützes, die jetzt hoch über ihn hinwegzischten und in den Reiterpulk auf der anderen Seite gräßliche Locher rissen. Er hatte nur Augen für die Panzermänner, die gerade eine mit Stahlbändern beschlagene Kiste aus den rauchenden Trümmern des Verpflegungslagers herausschleppten.

»Das ist ja wieder Bordeaux!« erregte er sich, nachdem er die Aufschrift gelesen hatte. »Los, noch mal rein! Es wird doch wohl noch 'ne Kiste Kognak zu finden sein!«

Er prüfte die Zigarrenkisten, die einer der Männer eben herbeigebracht hatte.

»Hm, Karl VI!«, sagte er wenig erfreut. »Na ja, zur Not rauch-

bar!... Sehen Sie mal zu, ob Sie noch ein paar Kisten Brasil finden! Die sind immer gut.«

Oberleutnant Breuer stand schon eine ganze Weile daneben. Es hatte ihm die Sprache verschlagen.

»Herr General!« riß er sich endlich zusammen, »Oberstleutnant Unold läßt melden...«

Der General fuhr herum.

»Was wollen Sie denn hier?«

»Der Stab rückt nach Golubaja weiter. Ich soll...«

»Ist mir scheißegal, wohin der Stab verschwindet!« schrie der General mit hochrotem Gesicht. »Scheren Sie sich zum Teufel, Herr!«

Obwohl Breuer erkannte, daß er diesen Befehl zum mindesten nur ungenau würde ausführen können, betrachtete er damit dennoch seinen Auftrag als erledigt und lief ohne ein weiteres Wort zu seinem Wagen. Wo steckte denn Lakosch, der verdammte Kerl, schon wieder! »Lakosch!« brüllte er, »Lakosch!«

Da sah er eine Gestalt aus dem Qualm des brennenden Lagers herauskommen, das Gesicht rauchgeschwärzt, die Taschen des Übermantels dick vollgepackt, zwei Zigarrenkisten unter dem Arm. Er mußte wider Willen lachen.

»Dem Knäckebröt macht ja Hitze nicht viel aus«, erklärte Lakosch, während er die Zigarrenkisten auf das Trittbrett des Wagens stellte, »aber die Schokolade ist leider halb verschmort.« Er zog aus den Hosentaschen eine Flasche »Martell« und drei Konservenbüchsen. »Die Zigarren, das sind übrigens Brasil«, setzte er hinzu. »Der Herr General meint ja, die sind immer gut!«

Die Unterkunft, die Feldwebel Harras der Abteilung Ic zugewiesen hatte, war eines der sogenannten »Finnenzelte«, die ein Stück außerhalb des Dorfes Werchnaja Golubaja inmitten eines niedrigen Nadelgehölzes standen. Die runden, nach oben spitz zulaufenden Gebilde bestanden aus einem Holzgerippe, auf das eine Art imprägnierter Pappe genagelt war. Sie

waren nur warm, wenn man sie bis zur halben Höhe in die Erde eingrub. Hier hatte man sich diese Mühe nicht gemacht. Von weitem sah die Zeltgruppe aus wie ein Kafferndorf.

Unteroffizier Herbert und Geibel hatten für Holz gesorgt und den kleinen Kanonenofen auf Rotglut gebracht, doch durch die dünnen Wände piff eisiger Wind und verscheuchte jede Wärme. Sonderführer Fröhlich, in seine sämtlichen Mäntel und Decken gehüllt, lag auf dem spärlichen Stroh, das die früheren Bewohner zurückgelassen hatten, und schnarchte. Er hatte heute für seinen Optimismus kein richtiges Betätigungsfeld gefunden und sich deshalb entschlossen, die kritische Zeit nach Möglichkeit zu verschlafen. Breuer, den Unold den Tag mit Adjutantenaufträgen umhergejagt hatte, traf erst nach Einbruch der Dunkelheit in der neuen Unterkunft ein.

»So ein Mistloch!« schimpfte er. »500 Meter vom Stab entfernt und keine Fernsprechverbindung. Nun, mir soll es recht sein! Da werden sie uns wenigstens jetzt in Ruhe lassen.«

Er stellte seine Stiefel zum Trocknen an den Ofen und warf sich dann, so wie er war, die Mütze noch auf dem Kopf, auf das stinkende Stroh, wo er sofort einschlief. Lakosch deckte ihn sorgsam mit allen verfügbaren Decken zu und fragte dann nach dem Abendessen.

»Prost Mahlzeit!« antwortete Herbert. »Die Rationen sind ab heute um die Hälfte gekürzt! Der Verpflegungswagen ist immer noch nicht zurück.«

»Auch das noch!« grollte Lakosch.

»Na, dann mach' ich aus diesem hier einen Kalbsbraten für uns!« Er zog eine Konservenbüchse aus der Tasche und reichte sie Herbert hinüber. Dann setzte er sich auf den Holzstoß am Ofen, schob die Mütze ins Genick und rieb sich die Hände. Geibel saß auf einem Sägebock, den er von irgendwo herangeschleppt hatte, und blätterte in einer zerfransten Brieftasche aus Kunstleder.

»Übrigens hast du heute von zwölf bis zwei Wache«, sagte er beiläufig.

»Wer, ich?« rief Lakosch aufgebracht. »Der ›Hehö‹ ist wohl verrückt geworden! Erst den ganzen Tag herumkutschieren,

und dann noch nachts Wache schieben? Kommt ja gar nicht in Frage!«

»Wahrscheinlich ist es ein Ersatz für die ›drei Tage‹, die er dir damals versprochen hat«, meinte Geibel. Er hielt eine Photographie in den Lichtschein des Ofens. »Sieh mal hier«, sagte er stolz, »meine Frau!«

Lakosch war die Stimmung verdorben. Unlustig warf er einen Blick auf das Bild. Es zeigte eine dralle junge Frau, die man hübsch nennen konnte.

»Viel zu schade für so einen Trottel!« brummte er.

Geibel nahm das als Anerkennung, und um sich erkenntlich zu zeigen, fragte er: »Hast du eigentlich keine Bilder bei dir?«

»Bin ich ein Bilderbuch?« maulte Lakosch, holte dann aber doch aus seinem Soldbuch ein abgegriffenes Paßbild hervor, das er Geibel herüberreichte.

»Nanu«, sagte der, »das bist du ja selbst!«

»Richtig geraten!«

»Und SA-Mann?« verwunderte sich Herbert, der über Geibels Schulter hinweg das Bild betrachtete.

»Nein, NSKK, was?« berichtigte er sich. »Und sogar Scharführer!«

»Ihr merkt aber auch alles!« stellte Lakosch trocken fest.

»Ich bin ja auch Parteigenosse«, sagte Geibel etwas weinerlich und reichte das Bild zurück. »Ich wollte zuerst nicht recht, aber meine Frau ließ mir keine Ruhe. Und jetzt ist es ja auch besser so, jetzt, wo die Kunden doch auch alle...«

»Also das habe ich gottseidank nicht nötig!« betonte Herbert mit Nachdruck. Er hatte inzwischen die Büchsenwurst kleingeschnitten und schmorte sie in einem Kochgeschirrdeckel auf dem Ofen.

»Bei einem Dentist fragt keiner, ob Partei oder nicht.«

»Na ihr habt mir ja eine schöne Auffassung!« warf Lakosch hin, während er in seinem Soldbuch blätterte. Herbert nahm übel.

»Nun sag du bloß noch, daß du dir aus Überzeugung jeden Sonntag mit Sturmdienst und so verekelst!«

Lakosch steckte seine Papiere weg und sah empört auf.

»Jawohl, tu ich auch! Kannst dir wohl nicht vorstellen, daß jemand sich dafür interessiert, daß es auch dem Arbeiter besser geht, was?«

»Du kannst dich doch nicht beklagen! Hast doch als Überlandkutscher gerade genug verdient!«

»Ich rede ja auch nicht von mir. Aber sieh dir mal die Bergarbeiter an in Oberschlesien! Mein Vater war Kumpel, du.... Das ist nicht zum Lachen!«

»Ach! Und, seit dreiunddreißig geht es ihm immer besser, was?«

»Nein«, sagte Lakosch verwirrt, »ihm nicht... Er ist tot... Aber den andern, Mensch!« fuhr er, wieder lebhafter, fort. »Es ist schon vieles anders geworden, kann ich dir sagen! Und wenn die uns nicht den Krieg angedreht hätten, dann hätten wir heute schon den Sozialismus in Deutschland!«

»Wenn, wenn!« spottete Herbert. »Wenn du die Büchse nicht mitgebracht hättest, hätten wir jetzt nichts zu essen! Nun nimm dir mal hier 'ne Wucht raus, du oller Sozialist!«

Er schob dem Kleinen den Kochgeschirrdeckel zu, aus dem der Geruch von verbranntem Fett aufstieg. Lakosch zog einen Aluminiumlöffel und ein Stück Knäckebrot aus der Tasche und begann zu essen.

»Das ist es ja eben mit dem Krieg«, fuhr er eifrig kauend fort. »Warum haben die anderen damit angefangen? Weil sie uns beneideten um unseren Sozialismus, Mensch! Nur deswegen! Aber paß mal auf, wenn der Krieg erst mal gewonnen ist, dann wirst du was erleben! Dann macht der Adolf Schluß mit den Banken und den Trusts und überhaupt mit dem Großkapital. Dann wird alles sozialisiert.«

»Alles sozialisiert?« fragte Geibel erschrocken. »Auch die Geschäfte und so?«

»Die Kleinbetriebe doch nicht, du Rindvieh!« erwiderte Lakosch verächtlich. »Wir sind doch keine Kommunisten!«

»Und die Großbetriebe auch nicht!« widersprach Herbert.

»Meinst du, Hitler läßt die am Krieg verdienen, um ihnen hinterher alles wieder wegzunehmen?«

»Ach, was wißt denn ihr!« ereiferte sich Lakosch. »Meint ihr vielleicht, ›Nationalsozialismus‹ und ›Arbeiterpartei‹, das sind alles nur so Redensarten? Der Adolf war selbst Arbeiter. Ich sage euch, der läßt die Arbeiter nicht im Stich!«

Durch die Tür steckte der Posten den Kopf herein.

»Wie ist das so mit Ablösung«, sagte er. »Es ist schon zehn nach zwölf!«

Lakosch erhob sich fluchend, stülpte den Stahlhelm auf, ergriff sein Gewehr und ging hinaus in die Kälte. Er war richtig munter geworden durch das Gespräch und ärgerte sich über die Unterbrechung. Langsam wanderte er zwischen den Zelten auf und ab, aus denen die leisen Geräusche der Schläfer drangen. Längst Vergangenes, im Rausche des Kriegserlebens Verschüttetes war wieder in ihm wach geworden. Er mußte an seinen Vater denken. Sechs Jahre war der nun schon tot. Seine Erinnerung an ihn war recht blaß, er hatte ihn nicht oft zu Gesicht bekommen. Entweder hatte er Tagschicht, oder wenn er nachts gearbeitet hatte, schlief er am Tage. An Sonntagen allerdings hatte er den kleinen Karl manchmal an die Hand genommen und war mit ihm an der Grube vorbeigegangen. Er hatte ihm die dunklen Hallen der Kohlenwäscherei gezeigt, den hohen Förderturm mit der Seilscheibe, die riesigen Schutthalden, das Gewirr der Gleise, zwischen denen sich der schwarze Kohlengrus häufte, er hatte erzählt von der schweren Arbeit unter Tage und dann wohl auch von der Zukunft gesprochen, von jener Zeit, wenn die Grube einmal den Arbeitern gehören würde und sie frei und in menschenwürdigen Verhältnissen leben würden. Und er hatte von Lenin erzählt, der die Arbeiter der ganzen Welt befreien wollte. Dem Jungen, der in einer rußigen Mietskaserne heranwuchs, hatte sich damals ein Wunschbild der Zukunft in die Seele gegraben, das für ihn verbunden war mit Luft und Sonne und leuchtenden Farben und immer Weißbrot auf dem Tisch. Er hatte damals auf der Straße mit den anderen Jungen des Viertels »Heil Moskau!« geschrien, den Polizisten aus sicherer Dekkung Steine nachgeworfen und mit Kreide Sowjetsterne auf die Hauswände gemalt. Oder er war auch schreiend und sin-

gend und mit den Händen den Takt schlagend vorangelaufen, wenn »Rot Front« in den grünen Hemden, die Schalmeienkapelle voran, durch das Viertel zog... Dann war 1933 – trotz seiner vierzehn Jahre sah er damals noch wie ein Zehnjähriger aus – die »Nationale Revolution« gekommen, und man hatte ihn in die Hitler-Jugend gesteckt. Dort und in der Schule hatte er gelernt, daß der Führer jetzt die »Volksgemeinschaft« schaffen würde, daß mit dem Abstreifen der »Fesseln der Zinsknechtschaft« auch die Befreiung der Arbeiter und die Errichtung eines großen, starken Reiches der sozialen Gerechtigkeit kommen würde. Begeistert hatte er davon zu Hause erzählt. Und sein Vater, den sein Beruf frühzeitig hatte altern lassen und der für solche Töne nur ein verächtliches Lachen übrig hatte oder ihm grob über den Schnabel fuhr, war ihm immer mehr als ein Sonderling, ein merkwürdiges Überbleibsel aus vergangenen Zeiten erschienen. Er verstand nicht, wie man sich für so unwirkliche Dinge wie irgendeinen Lenin, der doch schon lange tot war, begeistern konnte und dabei nicht sah oder nicht sehen wollte, wie inzwischen das große Wunder sich mitten in Deutschland vollzog. Nun, mochte der Alte, wenn es ihm Spaß machte! Wenn er nur nach außen hin den Schnabel gehalten hätte! Aber er mußte überall herumquatschen: »Hitler, das ist der Krieg!« und ähnlichen Unsinn. Und eines Tages hatten sie ihn denn auch richtig geschnappt und ins Konzentrationslager gesteckt. Und nach einigen Wochen war die kurze Mitteilung gekommen: »Auf der Flucht erschossen!« – Wieder stand jener böse Tag vor ihm, als wenn es gestern gewesen wäre. Während seine Mutter bleich und stumm, mit tränenlosen Augen die Karte betrachtete, hatte er geheult vor Kummer und Zorn. Wie konnte der Alte auch so dämlich sein und ausreißen! Was hätte ihm schon Großes passieren können? Zwei Monate Lagerarbeit und ein bißchen politische Umschulung, die ihm bestimmt nichts geschadet hätte. Und deswegen ein Fluchtversuch? – Nun ja, das war nun geschehen, und der Vater würde die soziale Neuordnung, die ihn sicherlich mit allem versöhnt hätte, nicht mehr erleben. Zwei Jahre später war es dann mit der Mutter zu einem

großen Krach gekommen, als er in das Kraftfahrkorps eintrat. Die abgehärmte Frau, die nach des Vaters Tode schweigsam und etwas schrullig geworden war, hatte einen Zornausbruch bekommen, wie er ihn an ihr niemals zuvor erlebt hatte. Sie hatte ihn einen »Klassenfeind« geschimpft und ihm zugehört, er habe seinen toten Vater verraten. Im Zorn hatte er das Haus verlassen, um nicht mehr wiederzukehren. Er schrieb der Mutter regelmäßig, kurze, ungelente Briefe voll verlegener Liebe, und schickte ihr monatlich Geld, auch hier von der Front. Aber er erhielt nie eine Antwort. Ach, es war schon ein Leiden! Wenn er die Erna nicht zu Hause hätte, den kleinen schwarzen Teufel, wäre es nicht zum Aushalten...

Lakosch horchte auf. Hinten irgendwo fielen Schüsse. Im Dorf blitzten Lichter auf, Lärm und Stimmengewirr klang herüber. Ein Motorradfahrer brauste heran.

»Alarm!« rief er schon von weitem. »Russische Panzer im Dorf!«

Lakosch sprang wie ein Gummiball von Zelt zu Zelt.

»Alarm!« brüllte er durch die Türen, »Alarm!«

Von überall kamen verschlafene Gestalten heraus und setzten sich zu dem Sammelplatz vor dem Ia-Bunker in Trab. Auch Oberleutnant Breuer, die Maschinenpistole um den Hals, den Schlaf noch in den Augen, Sonderführer Fröhlich, Herbert und Geibel machten sich auf den Weg. Vor dem Ia-Bunker ein wüstes Durcheinander von Fahrzeugen, Panzern und schreienden und gestikulierenden Menschen. Vergeblich bemühte sich Feldwebel Harras, Ordnung in den Haufen zu bringen. Unold, mit bloßem Kopf und wirrem Haar, irrte zwischen den Leuten herum.

»Wo ist Kallweit!« schrie er, »Kallweit!!« Seine Stimme überschlug sich.

»Hier!« antwortete ein tiefer Baß.

»Also, Kallweit, gleich mal los! Im Südteil sollen Panzer eingebrochen sein!«

Major Kallweit rasselte mit seinen drei Panzern davon. Nach einer Viertelstunde nervösen Wartens kam er zurück.

»Nichts!« meldete er kurz. »Latrinenparole!«

»Herrgott noch mal!« rief Unold fast weinend. »Es ist doch zum Bebaumölen! Drei Tage noch so weiter, und ich bin reif fürs Irrenhaus!«

Nach dem blinden Alarm hatte niemand recht Lust, schlafen zu gehen. In dem geräumigen Bunker, den eine Nachrichteneinheit für den Stab freigemacht hatte, fanden sich eine Menge Offiziere zusammen. Sie saßen oder standen bei trübem Kerzenlicht herum in der Hoffnung, etwas Neues zur Lage zu erfahren. Oberstleutnant Unold hatte eine Flasche vor sich stehen und trank den Kognak in langen Zügen. Das beruhigte ihn zusehends, obwohl über sein blasses Gesicht von Zeit zu Zeit noch Schauer abklingender Erregung huschten.

»Ja die Lage«, meinte er und strich sich über die Stirn, »was soll man dazu sagen – Sie sehen ja selbst... Na, trinken Sie mal hier 'nen Schluck!« Unvermittelt wurde es munter.

»Eine Kiste hat uns der General wenigstens noch übriggelassen.«

Major Kallweit saß am Tisch, die Beine weit von sich gestreckt. Er hielt sein Glas prüfend gegen das Licht.

»Ja richtig«, sagte er, »ich habe da draußen schon so allerlei gehört... Was ist denn nun eigentlich los mit dem General?«

»Fort ist er!«

»Wie, was?«

»Jawohl, fort! Einfach fort, unter Mitnahme des ›Horch‹ und der Hälfte der Kasinobestände!« Erregtes Stimmengewirr.

»Ja wie denn, einfach fort?« fragte ein junger Offizier verstört. »Das ist doch, ja das ist doch Fahnenflucht!«

Hauptmann Engelhard warf ihm einen zurechtweisenden Blick zu. Die respektlose Äußerung Unolds hatte ihn peinlich berührt.

»Der Herr General leidet an schwerem Nervenreißen!« bemerkte er mit betonter Sachlichkeit. »Ein Kuraufenthalt in einem Sanatorium bei Wien wurde ganz plötzlich notwendig. Die Armee genehmigte die sofortige Abreise.«

»Jetzt wird mir manches klar!« platzte Breuer heraus, der

hinten an der Wand stand. Er erzählte von einer Begegnung mit dem General vor dem Verpflegungsamt.

»Und stellen Sie sich vor«, fügte Unold hinzu, »einen Lkw wollte er von mir haben für seinen ganzen Kram! Na, da kam er bei mir an den Rechten!«

»Pfui Deibel!« rief Hauptmann Siebel. »In dieser Lage einfach zu verschwinden... Da schämt man sich, deutscher Offizier zu sein!«

»Wer weiß, ob er überhaupt noch durchkommt!« warf jemand ein.

»Sowas kommt immer durch!« polterte Hauptmann Endrigkeit.

»Meinen Sie vielleicht mich damit?« tönte eine Stimme vom Eingang her. Alles fuhr herum und starrte auf die weiße Gestalt, die in der geöffneten Tür stand. Unold war aufgesprungen. »Mein Gott, Oberst Lunitz!« sagte er mit fast tonloser Stimme.

»Sind Sie's wirklich?« Wir hatten Ihnen in Gedanken auf der Höhe 218 schon ein Heldendenkmal errichtet!«

Oberst Lunitz klopfte sich den Schnee ab, schob die weiße Kapuze von seinem verwitterten, mit kurzem Grauhaar bedeckten Kopf und kam näher.

»Zu früh gefreut, mein Lieber!« sagte er trübe. »Möchte übrigens Ihre nette Feier hier...«, er blickte starr über den mit Gläsern und Flaschen bedeckten Tisch hin, »...nicht lange stören. Wollte nur mal kurz ›Guten Tag‹ sagen. Und was Ihr Heldendenkmal betrifft, lieber Unold, das können Sie ruhig bauen. Ist nicht viel, was ich mitgebracht habe. Rund zwanzig Mann und zwei Geschütze... Als wir die letzte Granate heraushatten, haben sie uns niedergeritten und zusammengehauen.«

Bleierne Stille, die voller Fragen hing.

»Na ja –«, sagte der Oberst gepreßt, und dieses »Na ja« war vielsagende Antwort.

»Na ja«, wiederholte er mit einem Anflug falscher Fröhlichkeit, »dann will ich mal noch ein paar Stunden am Strohsack horchen. Euer Wein ist ja sowieso gleich zu Ende. Gute Nacht allerseits!«

Er ging mit müden Schritten. Breuer, der ihm die Tür aufriß, fühlte eine drückende Schwere, wie sie heraufziehendes Unwetter voraussendet. Es war nicht nur der Untergang der Flakabteilung, die immer augenfälligere Auflösung der Division; es war auch dieser seltsame Abend mit Wein und Geschwätz, die schmählische Flucht des Kommandeurs, die fremd hervorbrechende hämische Insubordination Unolds, die verlogene Korrektheit Engelhards. Was war das? Die klare, festgefügte Soldatenwelt, in deren entmündigender Geborgenheit er bisher, gedankenlos sich an den Augenblick verlierend, durch die Länder Europas getaumelt war, zeigte auf einmal neuartige, schreckhafte Konturen. War es dieser eine Mißerfolg, der an fest verschlossenen Türen rüttelte? Für Augenblicke hatte Breuer das Gefühl, als stünde er auf vulkanischem Boden, durch dessen trügerische Festigkeit urplötzlich feurige Tiefen hervorbrechen konnten.

»Wie lange soll denn dieser famose Rückzug eigentlich noch weitergehen?« rief Hauptmann Siebel, dem die Stille unerträglich wurde. »Es muß doch nun endlich mal etwas geschehen!« Nervös fingerte er an seiner Armprothese, die nie so recht funktionierte.

Oberstleutnant Unold goß sich abermals einen Kognak ein. Er benutzte das Getränk wie Rauschgift.

»Ja, Siebel, mit Schimpfen ist da nichts zu machen«, sagte der. »Die Russen sind nun einmal durch und versuchen jetzt das Loch zu erweitern. Das OKW wird natürlich operative Reserven heranziehen. Das kann noch einige Tage dauern. Bis dahin bleibt die Lage eben übel, und wir müssen uns noch auf allerlei gefaßt machen. Mit dem Rückzug ist jetzt jedenfalls Schluß. Wir haben Befehl, das Golubajatal hier unter allen Umständen zu halten. Das XI. Korps hat uns dazu die Gruppe Steigmann unterstellt, die jetzt in Businowka kämpft, und noch einiges andere dazu. Die Hauptsache ist nun, daß der Russe uns wenigstens für morgen einigermaßen Luft läßt und uns vor allem nicht in die offene Südflanke gerät.«

»Wie tief ist denn der Durchbruch jetzt?« fragte Breuer, dem

einfiel, daß er seit gestern früh überhaupt nichts mehr über die Feindlage erfahren hatte.

Der Oberstleutnant hob die Schultern.

»Das Korps weiß nichts Genaues, das heißt, es sagt nichts Genaues. 50 bis 60 km werden es sein. Weiter wagt sich der Russe nicht vor, selbst wenn er keinen Gegner vor sich hat. Das schafft er führungsmäßig und auch mit dem Nachschub nicht. Wir kennen das ja vom vorigen Winter her. Dazu kommt die geradezu manische Flankenangst.«

Hauptmann Engelhard war zum Fernsprecher gerufen worden. Als er zurückkam, konnte seine dienstlich korrekte Miene eine freudige Erregung nicht verhehlen.

»Anruf vom Korps!« rief er zu Unold hinüber. »Die Armee hat die 16. und die 24. Panzerdivision aus der Front herausgelöst. Sie sind schon im Anrollen!«

Die Stimmung hob sich mit einem Schlage. Alles sprach aufgeregt durcheinander.

»Die 24. ist doch inzwischen neu aufgefüllt!«

»Und erst die 16., die im Sommer den Durchstoß zur Wolga machte!«

»Herrschaften, da wird's Zunder geben!«

»War ja auch eine unglaubliche Unverschämtheit, dieser Durchbruch.«

»Und im Westen steht noch Heinz mit zwei intakten Panzerdivisionen!« warf Major Kallweit ein. »Wenn der mit antritt, kneifen sie den ganzen Durchbruchskeil in einem Tage ab. Dann sitzen die Russen in der Patsche!«

»Also prost, Kallweit! Prost auf Heinz!« rief Unold und schob dem Panzerkommandeur ein gefülltes Glas hinüber.

»Ich glaube auch, daß der Spuk in einigen Tagen vorüber ist. Dann werden die Russen um einige Panzerbrigaden ärmer und um eine Erfahrung reicher sein.«

Unter dem Einfluß des Alkohols röteten sich die Gesichter. Man schwelgte in Erinnerungen und Zukunftsträumen. Auch Unold verfiel immer mehr in krampfhaftes Ausgelassenheit. Major Kallweit, der dem Alkohol erheblich zugesprochen hatte, erzählte in seiner trockenen Art saftige Witze, die brül-

lendes Gelächter auslösten. Als Hauptmann Engelhard mit einem Hinweis auf den morgigen schweren Tag diskret das Zeichen zum Aufbruch gab, war die Weinkiste bis auf den Boden geleert.

Durch die helle Nacht ging Breuer zu seiner Unterkunft zurück. Von der Dorfstraße jenseits des Golubajaflusses klang Lärm fahrender Kolonnen herüber. Neben ihm stapfte Leutnant Dierk durch den Schnee. Er schwieg, in sein junges, noch wenig geformtes Gesicht hobelte das Mondlicht fremde Schatten.

»So ein Lump! So ein erbärmlicher Lump!« brach es plötzlich aus ihm heraus. »Und so etwas nennt sich..., so etwas wagt es, den Namen des Führers in den Mund zu nehmen!«

Breuer warf ihm einen erstaunten Blick zu und sah feuchte Lichter in seinen Augen. Donnerwetter! dachte er bei sich, den hat es ja gehörig gepackt! – Dierk war Hitlerjugendführer. Mit der Begeisterung seiner zwanzig Jahre hatte er so lange gebohrt, bis man ihn für die Front frei gab. Breuer hatte sich schon oft mit ihm unterhalten, auch manchmal in vorsichtigen Gesprächen über diese Mängel und Schwächen in der »Bewegung«. Der Leutnant hatte sich dann gewöhnlich sehr erregt: Es gebe vielleicht gewisse bedauerliche Erscheinungen; so etwas komme aber überall vor, und man dürfe nicht darüber »meckern« und sich vor allem dadurch nicht den Blick für das große Ziel trüben lassen. Ein Ausbruch wie der jetzige anlässlich des fahnenflüchtigen Divisionskommandeurs war bei ihm etwas ganz Neues.

»Und das Schlimme ist«, bemerkte er etwas leichtsinnig, »solche Figuren sind – wenigstens außerhalb der Wehrmacht – gar nicht so selten!«

»Doch!« fuhr der Leutnant auf. »Es sind Einzelercheinungen. Gottseidank sind es Einzelercheinungen. Aber was zehn Kämpfer in jahrelanger Arbeit mühsam aufgebaut haben, zerstört so ein Lump in einem Augenblick – das ist das Schlimme.«

»Sie werden mich nicht mißverstehen, Dierk«, sagte der Oberleutnant zögernd. »Ich rede ja sonst auch nicht darüber...